



Geniekult

in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900
und seine filmischen Adaptionen

Julia Barbara Köhne

Julia Barbara Köhne

Geniekult

in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900
und seine filmischen Adaptionen



2014

Böhlau Verlag Wien. Köln. Weimar

Mit freundlicher Unterstützung des:



Veröffentlicht mit Unterstützung des
Austrian Science Fund (FWF): PUB 90-V21

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Filmstill, SCHLAFES BRUDER (1995)

© 2014 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Lektorat: Annette Wunschel, Berlin
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Druck und Bindung: BALTO print, Vilnius

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-79481-3

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG: GEISTESWISSENSCHAFTLICHER GENIEKULT

| | |
|--|----|
| UM 1900 UND SEIN FILMISCHER WIDERHALL | 11 |
| Denkspiel | 11 |
| Kulturelle und wissenschaftliche Unsicherheiten | 22 |
| Genie als (Re-)Generator: Genie und Wissenschaft | 25 |
| Epistemische Besonderheiten | 34 |
| Forschungsstand | 40 |
| Widerhall im Film | 46 |

TEIL A

| | |
|---|-----|
| I WISSENSCHAFTLICHE VERFAHREN | 58 |
| I. 1 Biographisieren: Genie – Leben – Schreiben | 58 |
| Das geniale Leben erzählen | 58 |
| Kontinuität und Aktualität | 64 |
| Umarmung von Wissenschaft und Biographik | 69 |
| Zwei Beispiele zum Konnex von Wissenschaft und Biographik | 74 |
| Spezialfall Jesus-Biographien um 1900 | 89 |
| Conclusio: Genieforschung und Biographik: Ein Pas de deux | 109 |
| I. 2 Metaphorisieren: Natur- und Himmelsmetaphern | 114 |
| Naturelemente: Wasser, Feuer (Licht, Blitze), Luft (Wetter), Erde (Berge) | 115 |
| Astral- und Himmelskörpermetaphern: Sonne, Planeten, Sterne | 127 |
| Conclusio: Das stellare Genie | 129 |
| II KONZEPTUELLE FIGURATIONEN: | |
| FÜNF FRAGEN | 134 |
| II. 1 (De-)Sakralisieren /Erotisieren: Religiosität und Genie bei Hans Blüher / | |
| Kritik am Genieglauen bei Julian Hirsch und Edgar Zilsel | 134 |
| Hans Blühers Beschreibung des deutschen Wandervogels: | |
| Mann-männliche Erotik und Führerpersönlichkeit | 152 |
| Wander-Vögel: Männerbünde und der christusähnliche „Männerheld“ | 160 |
| Exklusion von Frauen und „Juden“ | 164 |
| Bruderschaft, Sonderunsterblichkeit und Geniehimmel | 178 |
| Julian Hirschs <i>Die Genesis des Ruhmes</i> : Eminente Persönlichkeiten, | |
| Verehrungstrieb und Phänographik | 187 |

| | |
|--|-----|
| Wider die Geniedrachen: Edgar Zilsels <i>Die Geniereligion</i> | 190 |
| Die Geniereligion: Analyse | 199 |
| Unmenschlichkeit – Exklusionen: „Masse“ und „Jüdisches“ | 214 |
| Zilsels wissenschaftliches Selbst und das Wissenschaftlichkeitsproblem | 218 |
| Zilsels blinde Stellen: Geschlechterfragen und Psychoanalyse | 222 |
| Ausbreitung von Unwahrheit und Verlust von Werten | 225 |
| Conclusio: Religiosität und Genie | 227 |
| II. 2 Vergeschlechtlichen: Schwangere Philosophen und geistige Kinder | 229 |
| Platon – Gastmahl – Sokrates – Eros | 236 |
| Walter Benjamins Kritik der „Erektion des Wissens“ und der Vergeschlechtlichung des Geistigen | 241 |
| Prostitutionsexkurs | 257 |
| Conclusio: Vergeschlechtlichende Metaphern | 263 |
| II. 3 Verweiblichen: Ist Jakob Wassermanns Faustina ein weibliches Genie? – | |
| Ein Gespräch über die Liebe | 265 |
| Entleerte Liebe und Trägheit des Herzens | 273 |
| Selbstgenialisierung und Geniekult | 276 |
| Faustinas Einwand: Vergänglichkeit – Fleisch | 278 |
| Bruch: Der Literat | 291 |
| Conclusio: Frauenexklusion | 294 |
| II. 4 Rassifizieren: Otto Weiningers Geniemetaphysik. Vom „Juden“ zum „Genie“ zum Religionsstifter | 298 |
| Geistige Eskalationen: Entkörperlichung und De-Sexualisierung des Genies | 298 |
| Weiningers Methode: Empirie ohne Empirie | 315 |
| Pyramidensystem: Stufenplan für männliche Genieprätendenten | 320 |
| Sexuelle Zwischenformen und Re-Essentialisierung | 332 |
| Genialität und Genitalität | 336 |
| Der geniale Religionsstifter | 344 |
| Selbstgenialisierungen Weiningers und der Wissenschaft | 345 |
| Conclusio: Frage des Geschlechts – Lösung der Frauenfrage | 353 |
| II. 5 Kollektivieren/Züchten: Visionen eines genialen deutschen Volkskörpers | 361 |
| Kollektivierung der Genialität – Das geniale Kollektiv | 361 |
| Geniale Gesichter beschreiben – Physiognomik, Portrait, Phrenologie | 364 |
| Rassenpolitische Ideologie: Houston Stewart Chamberlains Idee eines reinrassigen genialen Kollektivs und Ludwig Flüggés hysterophile Genies | 372 |
| Arisierung und Germanisierung des Genies | 382 |
| Nationalsozialistische Ausläufer: Begabtenpolitik und Züchtungsphantasien | 385 |

TEIL B

| | |
|---|-----|
| III GENIALER WIDERHALL: FILMISCHE ADAPTIONEN DES GENIEKULTS AB MITTE DER 1980ER JAHRE | 402 |
| Mind The Gap – Der wilde Sprung | 402 |
| III. 1 Amadeus: Gottgesandt, gottgegeben, gottähnlich, gottverlassen. | |
| Christliche Metonymien in Miloš Formans AMADEUS (1984) | 416 |
| Mozart ist viele | 416 |
| Mozart als Christusfigur an Constanzes Busen | 447 |
| Conclusio: Christologie und Geniologie | 449 |
| III. 2 Elias – ein zweifach geborenes und gebärendes Gehör genie. | |
| Geburtsmetaphern in Joseph Vilsmayers SCHLAFES BRUDER (1995) | 451 |
| Geniewerdung | 453 |
| Geniegeburt aus der Natur: Himmel, Wasser, Stein | 457 |
| Orgel – Sex – Kirche: Vom Geborenen zum Gebärenden | 467 |
| Selbstopferung | 471 |
| Figurenkonstellationen I: Abdankende Vaterfiguren | 474 |
| Figurenkonstellationen II: Liebesmodelle als Hindernis, Herausforderung oder Beflügelung | 478 |
| Conclusio: An die Natur zurückgegeben | 483 |
| III. 3 Genie – Wahn – Liebe: Ein Genie auf Diät. | |
| Filmische Transpositionen von wissenschaftlichen Theorien zu Genie und Wahnsinn in Ron Howards A BEAUTIFUL MIND (2001) | 486 |
| Inszenierung des Genies: Fensterkunst, geschmacklose Krawatten und Selbstgenialisierung Nashs | 490 |
| Historische Adaptionen: Genie und Wahnsinn | 497 |
| Prinzip Liebe – Prinzip Realität | 509 |
| Conclusio: Historische Transformationen. Ein wahnsinniges Genie auf Diät | 516 |

| | |
|--|-----|
| SCHLUSS: DAS GENIE ALS SELBSTBESPIEGELUNGSFIGUR DER GEISTESWISSENSCHAFTEN UND LITERATUREN | 521 |
| Geisteswissenschaftlicher Geniekult und Disziplinenchaos | 521 |
| Rationalisierung versus Re-Romantisierung und Sakralisierung | 523 |
| Fünf Fragen, die das Genie überstieg | 525 |
| Wiederkehr des Genies im Film | 540 |
| Das undisziplinierbare Genie | 544 |
| ABKÜRZUNGEN | 546 |
| FILMOGRAPHIE | 547 |
| LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS | 548 |
| PERSONENREGISTER | 577 |

EINLEITUNG: GEISTESWISSENSCHAFTLICHER GENIEKULT UM 1900 UND SEIN FILMISCHER WIDERHALL

*Was ist ein Genie?
Die Antwort auf diese Frage
besteht gewöhnlich in unbestimmtem Gefasel,
in welchem Hauptwörter, die Bewunderung,
und Beiwörter, die Lob ausdrücken, vorherrschen.
Daran können wir es uns nicht genügen lassen.
Max Simon Nordau: Paradoxe, 1885¹*

Denkspiel

Wer eine Umfrage startete, welches die ‚wahren‘ Genies der Kultur- und Weltgeschichte seien, erhielt Hunderte verschiedener Antworten. Je nach Vorbildung, Sozialisation, Erfahrung, geschlechtlicher Identität, religiöser Orientierung, politischer Einstellung, nationaler Herkunft und persönlicher Geschichte der Befragten, auch je nach Stimmungs- und Interessenlage, würde ein Potpourri unterschiedlichster Künstler, Musiker, Erfinder, Forscher, Religionsstifter, militärischer Größen oder massenmedialer Figuren genannt werden – die meisten davon vermutlich Männer. Auch gäbe es Präferenzen für bestimmte Zeitperioden, Kontinente und Nationalitäten. Es würde schnell klar: Eine objektive, nicht willkürliche, unabhängige Bestimmung und Zuweisung von „Genialität“ ist prinzipiell unerreichbar. Eine historische Reihe von „Genies“ mit speziellen Eigenschaften und Qualitäten, die klar definierbar ist, gibt es nicht. Sie muss diskursiv erzeugt werden – was ist ein „Genie“, und was hebt es von anderen Menschen ab? Mit anderen Worten, die Sprünge erstens vom gewöhnlich begabten Menschen zum ‚Wunderkind‘ oder ‚großen Mann der Geschichte‘ und zweitens zum „Genie“ müssen rhetorisch initiiert und inhaltlich begründet werden.²

¹ Nordau, Max Simon (1885): *Paradoxe*. Leipzig: B. Elischer, S. 124, 127.

² Die Geschichtsbetrachtung, die im Zusammenhang mit dem „Genie“ produziert wird, steht in einer Linie mit dem, was Michel Foucault in der *Archäologie des Wissens* als Ideengeschichte oder „Geschichte des Denkens, der Wissenschaftler oder der Erkenntnisse“ kritisiert hat. In ihr treten Konzepte wie Geist oder Idee als manifeste und abstrakte Größen auf, die quasi ‚naturwüchsig‘ entstanden sind und deren Ensemble „die allgemeine globale Geschichte“ bildet. Diese Geschichte, so der Gedanke weiter, könne von der Wirklichkeit und Wahrheit der Vergangenheit wie eine Wachsplatte abgenommen werden. Ders. (1997 [1969]): *Archäologie des Wissens [L'archéologie du savoir]*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9, 19, 33 f. und passim. Foucault zufolge gilt es, die vielen sich überkreuzenden und gegenseitig hervorbringenden Diskursformationen nachzuzeichnen, die Struktur und Möglichkeitsbedingung der großen, unbeweglichen und stummen „Sockelsitzer“ zu analysieren.

Genau dieser Aufgabe widmeten sich an der Schwelle zum 20. Jahrhundert und in den folgenden Jahrzehnten verschiedene Philosophen, Literaten, Biographen und Geisteswissenschaftler in Mitteleuropa mit Begeisterung. Vor allem im deutschsprachigen Raum entstanden vielfältige literarische, wissenschaftliche und wissenschaftstheoretische Texte, in denen sich Leitvorstellungen männlicher Subjekte in Wissenschaft und Kultur in der Wissensfigur des „Genies“ bündelten. Als fiktiv-virtuelle Gestalt entworfen, wurde das alle überragende tatkräftige „Genie“ an den Wissenschaftshorizont projiziert. Die Wissenschaftler stellten je nach Thesenausrichtung ein anderes Ensemble von Geniefiguren in den Vordergrund: Manche idolisierten Strategen oder Staatsmänner wie Caesar, Napoleon oder Otto von Bismarck, andere musikalische Virtuosen wie Wolfgang Amadeus Mozart oder Ludwig van Beethoven und wieder andere Entdecker wie Columbus oder Dichter wie Johann Wolfgang von Goethe oder Shakespeare. Die Tatsache, dass ihr Forschungsgegenstand, der „geniale“, intelligible Charakter, keine prädiskursive ontologische Größe, sondern ein Diskursprodukt war, wurde in der Genieforschung und -literatur um 1900 ignoriert beziehungsweise programmatisch infrage gestellt. Dass das „Genie“ de facto, außerhalb dieser Konstruiertheit, gar nicht existierte und somit auch nicht biologisch greifbar gemacht werden konnte,³ wurde verdrängt. Trotz der empirischen und heuristischen Schwierigkeiten wurde das „Genie“ als Person, Wesenheit oder aktiv beforschbares Objekt behandelt.

In der vorliegenden Untersuchung wird das „Genie“ nicht als biologische, sondern theoretische Entität und „Genialität“ nicht als einer Person eigene oder zugehörige, sondern zugeschriebene Qualität betrachtet. In dekonstruktiver Lesart wird es als ein durch spezifische Diskurs- und Wahrnehmungspraktiken hervorgebrachter Effekt des Wissens aufgefasst, der seine Wirksamkeit auf der wissenschaftlichen, literarischen und politischen Bühne entfaltete. Es wird davon ausgegangen, dass der um 1900 überaus populäre Begriff „Genie“ durch unzählige Konzepte, Thesen, Hypothesen und Antithesen, Visionen, Modelle, Konnotationen und Implikationen generiert, gestützt und fortgeschrieben wurde. Untersucht wird, durch welche narrativen Strukturen, Argumentationsfiguren, Repräsentationsstrategien, Vokabeln, Metaphern und andere rhetorische Technologien die Geniefigur um 1900 zu einem wirkmächtigen wissenschaftlichen und

3 Nach Jacques Derrida zeichnet sich „Genialität“ gerade dadurch aus, dass sie „nie in Erscheinung tritt“ und „nie in der Gegenwart ausgesagt“ wird. Derrida hält das „Genie“ prinzipiell für undefinierbar, nicht nach- oder beweisbar. Seine ‚Wahrheit‘ komme ohne Beweis aus: „Kein Kriterium wird je die konstante und theoretische Definition des Genies erlauben (wie zum Beispiel ‚das Genie ist dies oder das, es macht dies oder das, es schafft dies oder das‘); sonst würde man es auf die homogene, und natürliche, und ontologische Reihe der Genese, der Genealogie und des Genres reduzieren.“ Ders. (2006 [2003]): *Genesen, Genealogien, Genes und das Genie. Die Geheimnisse des Archivs [Genèses, généalogies, genres et le génie]*. Wien: Passagen, S. 89.

literarischen Ideal aufgebaut wurde. Der konjunkturelle Rückbezug auf das „Genie“ implizierte, dass es um dessen Person ging und nicht um eine Würdigung seines Werks. Woher kam das Begehren, der Persönlichkeit des „Genies“ so viel mehr Aufmerksamkeit zuteilwerden zu lassen als dessen Werk?

Das Wort „Genie“ fungierte in wissenschaftlichen Zusammenhängen und Literaturen, aber auch im Kontext von Psychotechnik, Intelligenztests oder der ersten Nobelpreisverleihung 1901,⁴ als Ikone, Label, Prädikat, Ehrentitel oder Nimbus und wurde einer Person wie ein Orden oder eine Medaille verliehen. Geisteswissenschaftliche Genieforschung und Genieliteratur um 1900 stellen sich als ein historischer Bereich dar, dessen Akteure von der Nobilitierung, Auszeichnung, Krönung, Privilegierung und Sanktifizierung berühmter Männer anscheinend nahezu besessen waren, allerdings nur selten über deren inhärente kultische Prozesse nachdachten. Wissenschaftler und eine verschwindend geringe Anzahl Wissenschaftlerinnen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts erblickten in der Geniefrage ein unbekanntes Territorium, ein Revier, in dem sie sich wildernd betätigen konnten und das es zu erobern und kartographieren galt. Die erhoffte Beute, das „Genie“, wurde als historisches Subjekt oder züchtbare Zukunftsphantasie gedacht, doch kaum einer der Jäger und Jägerinnen hatte es je gesehen, weder lebend noch tot. Dennoch wurde es in der wissenschaftlichen Fiktion herbeigesehnt, angelockt, gejagt, umstellt, erlegt, präpariert oder wiederbelebt. Autobiographische Zeugnisse oder biographische Quellen zu Forschern oder Künstlern vergangener Zeiten – in schriftlicher, visueller oder filmischer Form aufbereitet – dienten um 1900 zur Bezeugung der Existenz, Evidenz und Valenz von „Genies“. Hierbei wurde eher selten und wenn doch, dann nur oberflächlich, Bezug auf das Werk genommen. Diese Vorlagen bildeten, entsprechend der jeweiligen Disziplin, Forschungsrichtung und Methodik, die Grundlage für philologische, empirische oder philosophisch-spekulative Forschungstätigkeiten oder für Literaturen. Dabei gewann die Chimäre „Genie“ im gleichen Maß diskursive und kulturelle Realität hinzu, in dem ihre Präsenz behauptet und mit Bedeutung, Sinn und Wert ausgestattet wurde – imaginatives Erfassen, forschendes Begreifen und phantasmatische Illusion fielen dabei in eins. In der Geniefigur verbanden sich Vorstellungen von Eminenz, Intellektualität und menschlicher Schaffenskraft mit der Hoffnung auf zukünftige gesellschaftliche Lösungsstrategien, die das „Genie“ oder vielmehr eine hieraus abgeleitete „geniale“ Wissenschaft ersinnen sollten. Mit dem Rückgriff auf historische „Genies“ war die mythische Vorstel-

4 Zur historisierenden Kritik am Intelligenzbegriff siehe: Gould, Stephen Jay (1983 [1981]): Der falsch vermessene Mensch [*The Mismeasure of Man*]. Frankfurt am Main, Suhrkamp; Macho, Thomas (2001, 1./2. Dez.): „Der Kultus einer Geniereligion. Hundert Jahre Nobelpreis“. In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 280, S. 83.

lung verbunden,⁵ diese sorgten gewissermaßen aus der Vergangenheit heraus für Wohl und Fortschritt der menschlichen Gattung.

Die erforschte Personengruppe, die bei den Forschenden variierte und verschiedenen Jahrhunderten entstammte, wurde mit den unterschiedlichsten Umschreibungen versehen, wie auch eine Reihe von Buchtiteln zeigt: *Helden*, *Geisteshelden*, *Grosse Geister*, *Große Männer*, *Great Men oder Representative Men*, *Geistesblitze* oder *Das deutsche Genie*;⁶ weitere Begriffe waren „Genies“, „Genii“, „Eminenzen“, „Geistige“, „Höchstleister“, „Herausragende“, „Repräsentanten des Geistes“, „historische Größen“, „Luxuspersonen“ oder „Superlative der Menschheit“, „Zeitenwender“, „Wahrheitszeugen“, „Umgestalter der Geschichte“, „Welterleuchter“, „Förderer des Menschengeschlechts“, „Extrapersonen“, „Ausnahmemenschen“, „schöpferische Menschen“, „Männerhelden“, „geistige Führer“, „Menschensöhne“, „Gottessöhne“ oder „exzeptionelle Naturen“. Das Wissensphänomen „Genie“ zeigte sich an der Wende zum 20. Jahrhundert mit begrifflicher Macht und semantischer Potenz im Wissenschaftlichen, Literarischen, Kulturellen und Politischen (Abb. 1).

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts war die Geniefrage vor allem vor einem naturwissenschaftlichen und vererbungstheoretischen, psychiatrisch-neurologischen und psychopathologischen Horizont debattiert worden, unter anderem von Moreau de Tours, Cesare Lombroso, Francis Galton, Max Nordau.⁷ Das „Genie“ als kultisch-mythische, quasi-

-
- 5 Laut Hans Blumenberg distanzieren Metaphern und Mythen die Wirklichkeit, geben dem Menschen Orientierung und entlasten ihn. Ders. (1996): *Arbeit am Mythos*. Ein Gedenkbuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - 6 Carlyle, Thomas (†1852 [1841]): *On Heroes, Hero-Worship, and The Heroic in History*. London: Chapman & Hall; Bettelheim, Anton (Hg.) (1894): *Geisteshelden (Führende Geister)*. Eine Sammlung von Biographien. Berlin: E. Hofmann; Schopenhauer, Arthur (1891): *Über Genie, grosse Geister und ihre Zeitgenossen*. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken. Leipzig: Brockhaus; Gellert, Georg (1906): *Große Männer: Geisteshelden aller Völker und Zeiten*. Beethoven, Schiller, Friedrich d. Große, W. v. Siemens, Justus v. Liebig, Robert Koch; Ostwald, Wilhelm (1909): *Große Männer. Studien zur Biologie des Geistes*. Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft; Brodtbeck, Karl Adolf (1889): *Geistesblitze grosser Männer. Für freie Denker gesammelt*. Leipzig: C. G. Naumann; Matura, Ottokar (1941): *Das Deutsche Genie. Neue grundlegende Forschungsergebnisse über Zahl, Vorkommen und Artenreichtum genialer Menschen im völkischen Staat*. Wien: Österreichischer Landesverlag; Emerson, Ralph Waldo (1989 [1850]): *Repräsentanten der Menschheit: Sieben Essays*. Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon, Goethe. Zürich: Diogenes; ders. (1904): „Uses of Great Men“. *Representative Men*. Hg. v. Israel Gollancz. Edinburgh: Turnbull and Spears, S. 1–27.
 - 7 Moreau de Tours, Jacques-Joseph (1859): *La Psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel*. Paris: Victor Masson; Cesare Lombroso (1887 [1864]): *Genie und Irrsinn in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik und zur Geschichte*. Leipzig: Reclam; Galton, Francis (1910 [1869]): *Genie und Vererbung [Hereditary Genius. An Inquiry Into Its Laws and Consequences]*. Leipzig: Klinkhardt.

religiöse Bezugsgröße wurde im übertragenen Sinn seziert und im gleichen Zug profaniert, entzaubert, herabgesetzt und geerdet. Zusätzlich zu der humanwissenschaftlichen Thematisierung wurde es, vermehrt seit den 1880er Jahren und in den Folgejahrzehnten, in geisteswissenschaftlichen und philosophischen Kontexten mit leidenschaftlicher Intensität diskutiert. Diese Diskussionen schlugen sich in Dutzenden von Publikationen nieder, wie Otto Weininger bereits 1903 feststellte: „[...] Ü]ber das Wesen der genialen Veranlagung [ist] sehr vielerlei an vielen Orten zu lesen [...]“⁸. Bis heute wurde dieser umfangreiche Textkorpus im Hinblick auf die Geniefrage allerdings nur wenig rezipiert und beleuchtet.⁹ Dabei konnte das, was als „Genie“ aufgefasst wurde, von „vielfacher und schwankender Bedeutung“ sein, wie Johann George Sulzer bereits 1773 für den Geniediskurs der Sturm-und-Drang-Epoche konstatiert hatte.¹⁰



Abb. 1: „Geistesheldenbiographien“ – Auflistung von Genie-Biographien aus dem Jahr 1900

Saitchick, Robert (1900): Genie und Charakter. Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Schopenhauer, Wagner. Berlin: Hofmann

8 Weininger, Otto (1997 [1903]): Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. München: Matthes & Seitz, S. 131.

9 Für den Zeitraum 1885 bis zum Anfang der 1920er Jahre sind allein in meinem Zettelkasten über 200 Titel verzeichnet, die dieser relativ vernachlässigten Genieperiode zugerechnet werden können.

10 Sulzer, Johann George (1773): „Entwicklung des Begriffs vom Genie“. Vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt. Bd. I, Teil 2, Leipzig, S. 307–322, hier: S. 308.

Obwohl der Geniegedanke Jahrtausende alt war¹¹ und bereits in der griechischen Antike, in der Renaissance,¹² im Barock, im Sturm und Drang, in der Romantik und in der ‚Goethezeit‘ Hochkonjunktur gehabt hatte, entdeckte die Geniewissenschaft um 1900 das „Genie“ als *als neues* epistemisches Objekt.¹³ Das Besondere war, dass das „Genie“ nun als Subjekt schöpferischer Kreativität sowie als Geschichtsproduzent gedacht und gleichzeitig als Objekt verwissenschaftlicht wurde.¹⁴ Ein weiterer grundlegender Unterschied zu Geniekonzeptionen früherer Epochen und kultureller Formationen besteht darin, dass es in zunehmendem Maß auf Kollektive und Nationen übertragen wurde und sich mit dem Volksführergedanken verband. Neu war um 1900 aber auch, dass die Figur des Geniewissenschaftlers selbst mit ihrem Untersuchungsobjekt „Genie“ zu verschmelzen suchte,¹⁵ obwohl das moderne Ideal wissenschaftlicher Objektivität, Neutralität, Rationalität sowie analytischer Distanz, Immunität und des Positivismus, dem auch Geisteswissenschaftler nacheiferten, dies eigentlich hätte unterbinden müssen. Diese Neuerung des „Genies“ geschah teils in Anlehnung, teils aber auch in Abgrenzung gegen

-
- 11 Wilhelm Lange-Eichbaum sprach Ende der 1920er Jahre von einem „Problem, das 2500 Jahr nicht ‚totzukriegen‘“ war. Es habe immer wieder aufs Neue, wie eine „Hydra“, „sein Haupt von Unsinn und Widerspruch“ erhoben und „hochgrinsend“ seine Berechtigung vorgewiesen. Ders. / Kurth, Wolfram (†1956 [1928]): *Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Genies*. Aus den Vorwörtern der 1.–3. Auflage (1927–1942). München / Basel: Reinhardt, S. 12.
- 12 Zilsel, Edgar (1926): *Die Entstehung des Geniebegriffes. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 107 ff.
- 13 Ich betrachte die damalige Geniewissenschaft als kultur- und geisteswissenschaftsgeschichtlich erkundbaren Ort der Debattierung des „Genies“, der Hypothesenbildung und Bedeutungserzeugung – als einen Pool von Argumentationen, Programmen, Traditionen, Vorstellungen, Legitimationen und Versprechungen.
- 14 Vgl. Michel Foucaults Konzeption des Menschen als „empirisch-transzendente Doublette“ – im modernen Denken ist der Mensch gleichzeitig die Grundlage aller Positivitäten (indem er sie wissenschaftlich hervorbringt) und auf eine Art im Element der empirischen Dinge präsent. Der Mensch erkennt den „Menschen“, also sich selbst; erkennendes Subjekt und erkanntes Wissensobjekt fallen zusammen. Der Mensch verkennt, dass Objektivität menschengemacht ist. Die transzendentalen Erkenntnisbedingungen werden im empirischen Menschen selbst, d. h. in seiner Natur oder Geschichte gesucht. Durch das Problem der empirisch-transzendentalen Vermischung sind die Inhalte der Erfahrungen bereits ihre eigenen Bedingungen. In einem Kurzschluss produziert der Mensch selbst Wahrheit, Kultur und seine Geschichte. Ders. (1995 [1966]): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften [Les Mots et les choses]*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 413, 384 ff. In der Genieforschung um 1900 erkannte der forschende Mensch sich nicht nur als „Mensch“, sondern als „Genie“; er suchte seinem eigenen Ideal und Idol zu entsprechen.
- 15 Wilhelm von Humboldt transformierte Teile des Geniebegriffs des selbstbestimmten, vernunftgeleiteten Individuums in das allgemeine „Humboldtsche Bildungsideal“, d. h. nicht nur Künstler, sondern auch Wissenschaftler wurden als „Genie“ adressiert. Vgl. ders. (1903 [1810]): „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“. *Gesammelte Schriften*. Hg. v. d. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Bd. 10, S. 250 ff. Wissenschaft solle aus der „Tiefe des Geistes heraus geschaffen“ werden und der „moralischen Cultur der Nation“ dienlich sein.

frühere Genieperioden wie etwa die Sturm-und-Drang-Zeit oder die romantische Genieästhetik. Manche Attribute früherer Genieperioden wurden übernommen, andere übergangen oder transformiert. Welche ästhetischen, epistemologischen und kulturellen Genialitätsmuster, etwa bezüglich des antiken oder romantischen Geniebegriffs, wurden in Positionen der aktuellen wissenschaftlichen Literaturen um 1900 zitiert? Wie verschob sich im gleichen Zug ihre Bedeutung? Zunächst ist festzustellen, dass weder die Distanznahmen noch die innerdiskursiven Anknüpfungen an diese Perioden besonders expliziert wurden. Beides verlief vielmehr implizit und in Randbemerkungen.

In den literarischen und philosophischen Denkfigurationen, die seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entstanden, wurde das „Künstler-Genie“ mit Attributen wie Originalität, Intuition, Gefühl, Leidenschaft, Naturnähe, Wunderbares, Mystisches, anschauende Erkenntnis des Ganzen, Souveränität, schöpferische Autonomie und Autorschaft verbunden. Der Geniebegriff dieser Zeit betonte Subjektivität und Individualität. Im Widerspruch zur Regelpoetik erschafft der einzelne künstlerische Schöpfer als „kleiner Gott“ seine Kreationen gegen die Allmacht Gottes.¹⁶ Literaturwissenschaftlich sind diese „Genieperiode“ und ihre Glorifizierung des „Original“- und „Universalgenies“ umfangreich und mittlerweile Regalmeter füllend erforscht worden.¹⁷ Thematisiert, beschrieben und teilweise auch verkörpert wurde das „Genie“ im Bereich der Literatur unter anderem von Johann Gottfried Herder, E. T. A. Hoffmann, Goethe, Novalis, Schiller und Friedrich Schlegel. Auf diese Zeit geht der euphorische Begriff des Genies als einer ungewöhnlich begabten, mächtigen, alle überragenden schöpferischen („prometheischen“) und an keine Konvention gebundene („faustische“) Individualität zurück.¹⁸

Spätestens seit Immanuel Kants Definition des Genies als „angeborene Gemütslage (*ingenium*), durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt“¹⁹, wurde das „Genie“ nicht mehr als Vermittler höherer Mächte oder Personifikation einer gottgegebenen Kraft an-

16 Exemplarisch: Wolf, Hermann (1923): Versuch einer Geschichte des Geniebegriffs in der deutschen Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Bd. 1: Von Gottsched bis Lessing. (= Beiträge zur Philosophie, Bd. 9) Heidelberg: C. Winter; Peters, Günter (1982 [1981]): Der zerrissene Engel. Genieästhetik und literarische Selbstdarstellung im achtzehnten Jahrhundert. Stuttgart: Metzler, besonders S. 56f.

17 Vgl. etwa folgende Publikationen sowie die dort erwähnte Literatur: Schabert, Ina (Hg.) (1994): Autorschaft. Genus und Genie in der Zeit um 1800. Berlin; Schmidt, Jochen (1985) (3. verbesserte Auflage: Heidelberg 2004): Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945. Bd. 2: Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft; Fleck, Christina Juliane (2006): Genie und Wahrheit. Der Geniegedanke im Sturm und Drang. Marburg: Tectum.

18 Siehe Rosenthal, Bronisława (1933): Der Geniebegriff des Aufklärungszeitalters (Lessing und die Populärphilosophen). Berlin: Ebering, besonders die einleitenden Seiten 1–35.

19 Kant, Immanuel (1977 [1790]): Kritik der Urteilskraft. Werkausgabe. Bd. X, hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 241f.

gesehen, sondern als natürliche und von der Natur begünstigte Disposition im Menschen selbst. Bei Kant und in der ästhetischen Moderne im Anschluss an die Aufklärung wurden die Götter durch die Natur ersetzt. Diese beförderte nun mithilfe des „Genies“ die Hervorbringung von originalen Kunstwerken ohne Vorbilder, jedoch mit Modellcharakter für andere. Bei Kant bildet das natürliche Talent des Individuums eine einzigartige seelische Ausgangslage, die „geniale“ Leistungen ermöglicht, welche nicht durch kulturelle Regeln normiert sind, sondern selbst normsetzend wirken. Eben diese Unabhängigkeit, Schöpferkraft und Eigengesetzlichkeit strebten ein Jahrhundert später auch die Wissenschaften an. Der Traum von der ‚Weltgeltung deutscher Wissenschaft‘ um 1900 hatte sich im Anschluss an die Universitätsreformbewegung seit der Zeit um 1800 intensiviert; der Forschungsimperativ der Universität war das (uneheliche) Kind der idealistischen Universitätsidee und des modernen Geniegedankens.²⁰ An die Stelle der Natur waren um die Wende zum 20. Jahrhundert jedoch die Ideale naturwissenschaftlicher Rationalität, Objektivität und Expertise getreten, wonach sämtliche Phänomene durch die Gesetze der Vernunft sowie durch Beobachtung und Vermessung erklärt und begründet werden konnten. Bei dieser Form von Wissenschaftlichkeit war der göttlich kodierte Anteil, der Unmittelbarkeit, Universalität und Metaphysik bedeutete, nicht immer sofort erkennbar – in einem besonderen zeitgenössischen Wissensfeld hingegen schon: Die geniekultische Wissenschaft errichtete ihre neue Version des Göttlichen, den Genie-Gott, ganz offen.

Die vorliegende Untersuchung setzt bei einem signifikanten Paradigmenwechsel der Quellen ein, der sich in den Jahrzehnten vor 1890 zu manifestieren begann und bis in die 1920er Jahre reichte. Diese Zeitperiode ist wesentlich weniger erforscht als die Genieperiode hundert Jahre zuvor. Um 1900 verschoben sich grundlegende Variablen der Geniekonzeption, insbesondere in Bezug auf Fragen des Geschlechts, der Genealogie, der Religion, der „Rasse“ und Nation sowie auf die Rolle moderner Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit. Das „Genie“ wurde nicht länger ausschließlich auf seine philosophisch-ästhetischen Dimensionen hin befragt, sondern avancierte durch seine Verwissenschaftlichung zu einem heiß umstrittenen Problem der Geisteswissenschaften und der Literatur, für deren Selbstverständnis und Selbstbewusstsein es prägend war. Die „geniale“ Persönlichkeit, die, völlig autonom, überragende innovative Leistungen von Weltbedeutung hervorbrachte, wurde als Gegenfigur zur Normalität und Massenhaftigkeit der modernen industrialisierten Lebens- und Arbeitswelt entworfen. Der Philosoph Eberhard Ortland misst dem Geniekult der Moderne eine produktive Kraft zu, die Bereiche wie Kunst, Gesellschaft und Wissenschaft in sehr hohem Maß beschwingt habe: „Die Anerkennung

20 Paletschek, Sylvia (2007): Zurück in die Zukunft? Universitätsreformen im 19. Jahrhundert. Das Humboldt-Labor: Experimentieren mit den Grenzen der klassischen Universität. Freiburg: Albert-Ludwigs-Universität (Sonderdrucke), S. 11–15.

des Außerordentlichen unter dem Titel des Genies war ein kultureller Faktor, dessen Bedeutung für die Innovationsdynamik der Moderne kaum überschätzt werden kann.“²¹

Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurde das „Genie“ nicht mehr vorwiegend als philosophisch oder literarisch-poetisch inszenierte Abstraktion, sondern als human- und geisteswissenschaftliche Kategorie und als ernstes erkenntnistheoretisches Problem behandelt. So betrachtete Wilhelm Lange-Eichbaum das „Genie-Problem“ 1928 als „Urwald an Riesenumfang und Wirrnis“; je tiefer man eindringe, desto undurchdringlicher schien es zu werden. Das Genie-Problem wühle seit Jahrtausenden in der Menschheit und beunruhige „immer noch die feinsten Köpfe“. Es sei „voll tiefer Dunkelheiten und sehr harter Fragezeichen. Ein Problem, das die Menschheit als Ganzes angeht, denn es hat Stacheln, die sie brennend verwunden: Werte werden frech durcheinander gewirbelt, Glaubenskriege glühen auf.“²²

Zwar erstreckte sich der kulturgeschichtliche Geniediskurs schon über Jahrhunderte, aber erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das „Genie“ zu einem prominenten Gegenstand modernen wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses und wissenschaftlicher Selbstreflexion.²³ Das Genietheorem und die sich in diesem Zusammenhang entwickelnde Genieforschung²⁴ waren keiner Einzeldisziplin oder literarischen Gattung zugeordnet, sondern verliefen quer durch die Wissensfelder und akademischen Fachbereiche, die sich teilweise auch erst als solche konstituierten respektive sich neuformierten wie Religionswissenschaft, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse/Psychobiographik,²⁵ Psychiatrie/Pathographie,²⁶ Sexualwissenschaft, Philosophie, Anthropologie, Literaturkritik

21 Eberhard Ortland, zitiert nach Mészáros, Gerhard (23. 04. 2007): „Geschichte: Das Genie, ein Titan oder ein Taugenichts?“ In: Die Presse. Print-Ausgabe.

22 W. Lange-Eichbaum u. a. (41956): Genie, Irrsinn und Ruhm, aus den Vorwörtern der 1.–3. Auflage, hier: S. 11.

23 Neben den in Fußnote 7 genannten psychopathologischen und vererbungstheoretischen Quellen, vgl. z. B. Th. Carlyle (†1852 [1841]): On Heroes, Hero-Worship, and The Heroic in History; R. W. Emerson (1989 [1850]): Repräsentanten der Menschheit.

24 Diese Vokabel kam im historischen Setting nicht vor, insofern eignet sie sich, um diese Periode zu benennen. Erst ab den 1920er Jahren wurde sie retrospektiv als „Genialitätsforschung“ bezeichnet: Ernst Kretschmer (†1922): Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Berlin, S. 127, oder als „Genieforschung“ adressiert: O. Matura (1941): Das Deutsche Genie, S. 34.

25 In Johannes Cremerius' Sammelband *Neurose und Genialität. Psychoanalytische Biographien* von 1971 (Frankfurt am Main: S. Fischer) heißt es auf Seite 12: „Nachdem es ihr [der Psychoanalyse] gelungen war, mit Hilfe der psychoanalytischen Theorie die Lebensgeschichte wie das Krankheitsgeschehen von jedermann verstehbar zu machen, verspürte sie ein Verlangen, sich an schwierigeren Aufgaben zu erproben. Eine dieser Aufgaben bestand darin zu sehen, ob die neuen Erfahrungsgesetze auch im Bereich des Genies gelten.“

26 Ebd.: „Die sich begrifflich und methodisch in dem neuen [positivistisch-klassifizierenden, J. B. K.] Geiste organisierende Psychiatrie – bis dato kaum mehr als eine theologisch-philosophische Spekulation über den ‚Wahnsinn‘ – entwickelte eine spezielle Forschungsrichtung, die Pathographie.“

sowie Biologie, Evolutionstheorie, Phrenologie, Kranimetrie²⁷ und biologische Rassen-theorien, einschließlich der Rassenhygiene und Eugenik.

Ich konzentriere mich in dieser Untersuchung auf geisteswissenschaftliche und literarische Texte als Quellen, da die naturwissenschaftliche Seite bereits erkundet wurde, zum Beispiel von Michael Hagner in *Geniale Gehirne* von 2003, einer Studie über „Elitegehirnforschung“ und phrenologische Schädelvermessung sowie deren Mythisierungen und biologische Imperative vom 17. bis ins 19. Jahrhundert.²⁸ Im Unterschied zu früheren Konzeptualisierungen emanierete die Geniefigur um 1900 als geisteswissenschaftliches Objekt und literarisches Sujet, das durch hunderte Biographien und auflagenstarke Wissenschaftspublikationen eine hohe, auch außerwissenschaftliche Sichtbarkeit erlangte. Die starke Popularisierung und Hochkonjunktur der Geniegestalt hatte außerordentlich machtvolle Effekte.²⁹ Der wissenschaftliche Bereich und die kulturell-politische Sphäre, die moderne Gesellschaft, die die Genieforschung durch Finanzierung und Aufmerksamkeit ermöglichte oder abfederte, waren eng miteinander verbunden. Der moderne Trend, das „Genie“ idolisierend zu beschwören, diente der kulturellen Selbstverteidigung in einem widersprüchlichen Feld, das zum einen durch die empirisch-positivistische Ausdehnung des Wissenschaftsbegriffs, zum anderen durch die Propagierung neuer Essentialisierungen und Universalien, wie Geschlecht, „Rasse“ und „Masse“, charakterisiert war. Meist ging es in den betreffenden Texten weniger um die Beschreibung konkreter historischer „Genies“ als um die Formation abstrakt-visionärer Geniekonzepte, die zunehmend kollektiviert wurden. In den 1920er und 1930er Jahren wurden sie immer stärker an rassenideologische und Begabtenförderungsprogramme, Züchtungsgedanken und das

27 Hagner, Michael (1999): „Kluge Köpfe und geniale Gehirne. Zur Anthropologie des Wissenschaftlers im 19. Jahrhundert“. In: *Wissenschaft als kulturelle Praxis: 1750–1900*. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Bd. 154, hg. v. Bödeker, Hans Erich/Peter Hanns Reill/Jürgen Schlumbohm. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 299–333.

28 Hagner, Michael (2003): *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung*. Göttingen: Wallstein. Siehe zur Verbindung von „Genie“ und Pathographie Person, Jutta (2005 [Diss. 2003]): *Der pathographische Blick: Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930*. Würzburg: Königshausen & Neumann, besonders S. 11 ff., 53 ff., 70–124; Zimmermann, Christian von (2006): *Biographische Anthropologie: Studien zur Erprobung des Menschenbildes*. Berlin: de Gruyter.

29 Nicht nur die enorm große Anzahl an Publikationen spricht hierfür, sondern auch die immensen Auflagenzahlen, die bei Werken wie Galtons *Hereditary Genius*, Chamberlains *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, Weiningers *Geschlecht und Charakter* oder Kretschmers *Geniale Menschen* ins Zehn- oder sogar Hunderttausendfache gingen. Diese Bücher waren zudem über Jahrzehnte hinweg Bestseller. Georg Witkowski beklagte 1922 die inflationäre Verwendung des Begriffs „Genie“. Einst sei dieser einer der „Aristokraten der Sprache“ gewesen, nunmehr im Alltagsgebrauch entwertet. Siehe ders. (1922): *Miniaturen*. Leipzig: E. A. Seemann, S. 139 ff.

Führerprinzip³⁰ gekoppelt und entfalten so eine wachsende politische Wirkmacht. Diese kollektivierten Geniekonzepte waren zwar lose mit einem historischen Referenten „Genie“ verknüpft, gingen jedoch nicht in diesem auf, sondern richteten sich auf die Zukunft – es waren futurologische Konzepte.³¹

Wünsche, Mythen und Ideale wurden in der Figur des „Genies“ personalisiert und anthropomorphisiert.³² In der Logik des Geniekults wandelte das „Genie“ in vielfältigen narrativen Gewändern durch die Historie: als „gewürdigtes“, „gefeiertes“, „erlauchtes“, „glorifiziertes“ und „angebetetes“ oder aber als „unerkanntes“, „unbedanktes“, „verkanntes“, „verhindertes“ und „vergessenenes“ Super-Individuum. Die jeweiligen Narrationen, die dieser alten Wissensfigur mit jedem neuen Kleid neue Strahlkraft zu verleihen suchten, verraten mehr über die Wunschvorstellungen der Wissenschaft(ler) und Literaten selbst als über ihr postmortales Forschungsobjekt. Neben zahlreichen das „Genie“ verehrenden Theoretikern wie Hans Blüher, Houston Stewart Chamberlain, Otto Hauser, Ernst Kretschmer, Emil Ludwig, Ottokar Matura, Hermann Türck oder Otto Weininger, die an das „Genie“ als Retter, Erlöser der Gesellschaft und Erschaffer von Kultur *glaubten*, gab es auch einige wenige, nicht zufällig größtenteils „jüdische“ Denker, die den Zusammenhang von Geniekult, Wissensproduktion und sozialer Exklusion kritisch reflektierten. Namentlich handelt es sich dabei um die Literaten Walter Benjamin und Jakob Wassermann, den Philosophen Edgar Zilsel und den Literaturwissenschaftler Julian Hirsch. Die jüdische Herkunft dieser Autoren begünstigte vermutlich deren besondere Sensibilität für Exklusionsfiguren und erhöhte ihr (selbst-)kritisches Potenzial. Die vier Geniekritiker wandten sich – wenn auch nicht in allen Fällen durchgängig – gegen den Forschungs- und Verehrungsboom um das „Genie“ und die unreflektierte Genialisierung Einzelner. Anstatt es anzubeten, analysierten sie die strategische Position und Funktion des „Genies“ im Rahmen moderner sozialer Utopien und Krisen, etwa in Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis, der Prostitutions- und ‚Frauenfrage‘ und dem Antisemitismus. In der exhaustiven und artifiziellen Überhöhung historischer Persönlichkeiten spiegelten sich in ihrer Wahrnehmung größere ernst zu nehmende gesellschaftliche Problematiken und Spannungen.

30 Lamoén, Richard van (1930): *Genie als Führer*. Düsseldorf: Selbstverl. d. Verf.

31 Macho, Thomas (2011): *Vorbilder*. München: Fink, S. 223.

32 Das „Genie“ wurde selbst zu einem Mythos und Diktum, zu einem jeweils aktualisierten Träger einer mythischen Aussage (86 ff.). Es war etwas Gemachtes, Phantasmatisches, das als naturgegeben dargestellt wurde. Vgl. Barthes, Roland (1964 [1957]): *Mythen des Alltags [Mythologies]*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Der Mythos ist nach Barthes „eine Weise des Bedeutens, eine Form. [...] Der Mythos wird nicht durch das Objekt seiner Botschaft definiert, sondern durch die Art und Weise, wie er diese ausspricht“ (S. 85).

Kulturelle und wissenschaftliche Unsicherheiten

Die soziokulturellen und politischen Kontexte, die den Geniediskurs in den Jahrzehnten um 1900 anregten und das „Genie“ zu einer Schlüsselfigur machten, waren durch Untergangs- und Dekadenzängste geprägt, die mit der Jahrhundertwende zusammenhingen. Angesichts der sich aufweichenden Geschlechterpolarität stieg das Streben nach Figuren, durch die eine neue Festigung von „Männlichkeit“ begründet werden konnte; diese hieß idealtypisch „Genie“. Sehnsüchte nach Vorbildern, Orientierungsmustern und Verbindlichkeit wuchsen infolge der Demokratisierung sowie der Depotenzierung des Adels und religiöser Vorbilder. Durch das kollektive „Töten Gottes“ (F. Nietzsche) und eine fortschreitende Säkularisierung³³ wurde paradoxerweise das „Genie“ resakralisiert. In den Augen der genieungläubigen Kritiker drückten personifizierte Wertträger wie „Genies“ ein allgemeines Verlangen nach Autoritäts- und Identifikationsfiguren aus. Dieses Begehren reichte auch in die Wissenschaften und Literaturen hinein. Geniefiguren sollten als ominöse höhere Mächte über gesellschaftliche Irritationen hinwegtäuschen, die durch die drei „narzisstischen Kränkungen der Menschheit“ – die Entdeckungen Kopernikus', Darwins und Freuds – sowie heftige, aus Anlass der Frauenemanzipation und ersten Frauenbewegung geführte Debatten über neu auszuhandelnde Geschlechteridentitäten und Sexualitätsfragen sowie das ‚Prostitutionsproblem‘ ausgelöst worden waren.³⁴ Industrialisierung, Technisierung und Versachlichung der Lebenswelt sowie Urbanisierung und Gefühle von „Vermassung“ und „Überfremdung“ oder die fiktive „jüdische Bedrohung“ können neben einer allgemein gefühlten geistigen Sinn- und Führungslosigkeit als weitere Angstsznarien angesehen werden, denen gegenüber der Geniegläubigkeit eine verantwortungsfreie Geborgenheit suggerierte. Naturwissenschaftlich-technische Wissensformen des Vermessens, empirischen Überprüfens und experimentellen Erzeugens gewannen an Bedeutung, was die Lust an der Orientierungshilfe durch einen mächtigen, bedeutsamen, männlichen Heros steigerte. Der Erste Weltkrieg verschärfte viele dieser Schwierigkeiten noch, insbesondere die Geschlechterproblematik und die Frage nach nationaler Superiorität und exzellentem Nachwuchs. Die Geniefigur wurde befürchteten um sich greifenden Degenerationserscheinungen entgegengesetzt und in den Dienst der „Regeneration der schöpferischen Energien des deutschen Volkes“ gestellt.³⁵ Die zeitspezifische Fixierung auf „Genies“ macht das intensiviertere Begehren nach Antworten, Sinngebung, ideeller Orientierung, Halt und das Interesse an gesellschaftlichen

33 Braun, Christina von (Hg.) (2000): „Säkularisierung – Sakralisierung“. Bd. 18 von Metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis. Dortmund: Ebersbach.

34 Bloch, Iwan / Georg Loewenstein (1912/1925): Die Prostitution. Bd. 1. Berlin: Louis Marcus Verlagsbuchhandlung.

35 Schwarz, Birgit (2009): Geniewahn: Hitler und die Kunst. Wien u. a.: Böhlau, S. 13.

Stützpfeilern sichtbar. Das „Genie“ war jenseits dieser Problemlagen und Grenzen angesiedelt: Es wurde als „nicht-jüdisch“, „nicht-weiblich“ und weit entfernt von Masse, Massenaufständen, Großstadt und Prostitution entworfen. Als Singularitätsikone verkörperte es das Überschreiten, die Überhöhung und Negierung all dieser Problemfälle. Entweder wurde es aus der Natur oder traditionsgemäß von Gott abgeleitet oder als *sui generis* und *Selfmade*-Figur entworfen, wobei die Bedingung seiner Möglichkeit in ihm selbst lag. Durch diese Potenzen konnte es als ‚Segen‘ und ‚Segel‘ für eine von Dekadenz bedrohte Kultur imaginiert³⁶ und als Allheilmittel für diese Krisen- und Katastrophenszenarien mobilisiert werden.

Die Geniefigur wurde um 1900 nicht nur durch ihre gesellschaftlichen Kontexte schärfer konturiert, sondern stellte auch eine Reaktion auf wissenschaftsinterne Probleme und Fragen dar. Zu dieser Zeit durchliefen die sich erst formierenden oder neu aufstellenden Wissenschaftsdisziplinen auf institutioneller und fachlicher, methodischer und inhaltlicher Ebene eine Phase grundsätzlicher Desorientierung. Dies ist beispielsweise daran erkennbar, dass sich auch die Geisteswissenschaften innovativen, evidenzorientierten, positivistischen, ‚harten‘ naturwissenschaftlichen Methoden zuwandten, obwohl sie sich zugleich strategisch von ihnen abzugrenzen suchten.³⁷ Eine These meiner Untersuchung ist, dass diese strukturellen Unsicherheiten mithilfe der Geniefigur überdeckt werden sollten. So wurde das „Genie“ genau an jener Stelle platziert, an der zuvor das Göttliche, die Natur beziehungsweise seit geraumer Zeit naturwissenschaftliche Objektivität, Berechenbarkeit und Überprüfbarkeit ihren Ort hatten. Die Pointe bestand darin, dass das „Genie“ im geisteswissenschaftlichen Kontext sowohl naturwissenschaftliche Objektivität und Rationalität versprach als auch eine Re-Romantisierung, ‚Bezauberung‘ und Sakralisierung der als unterkühlt, steril, ‚anämisch‘ und leblos assoziierten modernen (Natur-)Wissenschaften.³⁸ Es trat als Wissensgegenstand oder Männlichkeitsikone immer

36 Zum Begriff des Genies als „Segel“ vgl.: Le Rider, Jacques (1985): Der Fall Otto Weininger. Wurzeln des Antifemismus und Antisemitismus. Wien/München: Löcker, S. 118.

37 Auch der umgekehrte Fall ist nachweisbar. So bedienten sich psychiatrisch-neurologische Autoren wie Cesare Lombroso auch literarischer, biographischer oder mythologischer Quellen und Verfahrensweisen, um ihr Wissen zu ‚belegen‘: Ders. (1894): Entartung und Genie. Neue Studien. Hg. v. Hans Kurella. Leipzig: Max Spohr, S. 12 ff., 71, 77, 80 f. und passim.

Zur Anlehnung der Humanwissenschaften an naturwissenschaftliche Prozeduren, Begriffe und Modelle sowie zum Problem des „Anthropologismus“ und des Universalitätsanspruchs siehe M. Foucault (1995): Die Ordnung der Dinge, S. 417 f. Foucault mahnt die Wissenschaften, die sich mit den Menschen beschäftigen, sich im Hinblick auf „ihr schlecht definiertes Sichstützen auf andere Gebiete des Wissens, ihren stets sekundären und abgeleiteten Charakter“ und „die Komplexität der erkenntnistheoretischen Konfiguration“, von der sie ausgehen, zu offenbaren (S. 418).

38 J. Schmidt (1985): Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945. Bd. 2, S. 169–184.

genau dort auf, wo die Wissenschaften an die Grenzen ihres Wissensraums, ihrer Wis-
sentechniken und Beweisverfahren stießen. Fungierte es einerseits als Identifikationsflä-
che, so produzierte es andererseits Ausschlüsse.

Das „Genie“ bot eine eigenwillige und gespaltene Antwort auf die um 1900 im Zuge
der ersten Welle der Frauenbewegung und der Etablierung der Sexualwissenschaft ero-
dierenden Geschlechtergrenzen: Zum einen konsolidierte und belegte es die Vorstellung,
innovative Schaffenskraft, ‚reine‘ Geistigkeit und personelle biologisch-physiologische
„Männlichkeit“ seien Grundlagen für wissenschaftliche Erkenntnis. Zum anderen wur-
de die von ihrer Biologie her prinzipiell männlich imaginierte Geniefigur³⁹ in ihrer Dis-
kursivierung teilweise auch als verweiblicht oder androgyn beschrieben.⁴⁰ Die angeblich
„weiblichen“ Anteile des „Künstler-Genies“ zeugten umso mehr für dessen extraordi-
näre Schöpferkraft und wiesen dieser Männlichkeitsikone eine eigene geistige Fruchtbar-
keit und ‚Gebärkraft‘ zu.⁴¹ Indem die Diskursfigur „Genie“ Anteile des ‚anderen‘, „weib-
lichen“ Geschlechts integrierte und geschlechtlich schillerte, erhielt sie ihren exklusiven
und exzeptionellen Status. Nur über den Umweg oder die Inkorporation des „weib-
lichen“ Elements, das in sexueller Hinsicht letztlich jedoch unbedingt sublimiert werden
musste, konnte ‚echte‘ männliche „Genialität“ respektive „geniale Männlichkeit“ erreicht
werden. In den folgenden Kapiteln wird untersucht, wie es gelingen konnte, einerseits
der Geniefigur das „Weibliche“ konzeptionell und rhetorisch zu implantieren, anderer-
seits zugleich konkrete politische Frauen und nicht-hegemoniale Männlichkeiten⁴² aus

39 Siehe zum Beispiel: „Die komplizierte Art geistiger Produktivität, die soziologisch als ‚Genie‘ wirkt,
ist eine ganz vorwiegend auf das männliche Geschlecht begrenzte Erscheinung“. In: Kretschmer, Ernst
(²1931 [1929]): *Geniale Menschen. Mit einer Portraitsammlung*. Berlin: Springer, S. 128 [entstanden 1919
als Vorlesungen].

40 Diese Autoren und Autorinnen beschreiben das Phänomen für die Genieästhetik um 1800 bzw. den US-
amerikanischen Kontext im 19. Jahrhundert: Battersby, Christine (1990 [1989]): *Gender and Genius. Towards A Feminist Aesthetics*. London: Indiana University Press; Hodkinson, James (2001): „Genius beyond Gender. Novalis, Women and the Art of Shapeshifting“. In: *The Modern Language Review* 96, S. 103–115; Klaiber, Isabell (2004): *Gender und Genie. Künstlerkonzeptionen in der amerikanischen Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts*. Trier: WVT.

41 Siehe zu diesem Komplex auch Claudia Öhlschlägers Analyse des Virilitätskonzepts in Ernst Jüngers
Kriegsdarstellungen, das sie im Hinblick auf „männliche Selbstzeugungsphantasien“ beschreibt, „die auf
einer Ersetzung weiblicher Gebärfähigkeit basierten und an einer symbolischen Rehabilitation männ-
lichen Machtverlusts orientiert“ seien. Dies.: „Der Kampf ist nicht nur eine Vernichtung, sondern auch
die männliche Form der Zeugung.“ Ernst Jünger und das ‚radikale Geschlecht‘ des Kriegers“. In: Bege-
mann, Christian/David E. Wellbery (Hg.) (2001): *Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Meta-
phern ästhetischer Produktion in der Neuzeit*. Freiburg: Rombach, S. 325–351.

42 Nicht-hegemoniale Männlichkeiten gehören laut Raewyn W. Connell nicht zur dominanten, aner-
kannten und aus diesem Grund herrschenden Männergruppe. Vgl. dazu ders. (1995): *Masculinities*. Ber-
keley: University of California Press.

der Gruppe historischer oder potenzieller „Genies“ *und* als Wissenschaftssubjekte aus der wissenschaftlichen Sphäre auszugrenzen.

Genie als (Re-)Generator: Genie und Wissenschaft

Eine zentrale Frage dieses Buchs ist, aus welchem Grund das „Genie“ eine so hohe Attraktivität für die verschiedenen Wissensformen und -disziplinen besaß. Welche Aufgaben und Funktionen übernahm das „Genie“, auch in Verbindung mit Macht, für wissenschaftliche oder kulturelle Kollektive – für die *Scientific Community*, die Gesellschaft und die Nation? Um sich diesen Fragen zu nähern, setzt die vorliegende Untersuchung an jenem wissenschaftshistorischen Punkt ein, an dem die für das 19. und frühe 20. Jahrhundert typische Art interdisziplinären Forschens – beispielsweise das Anliegen, zugleich Medizin, Kunstgeschichte und Biographik zu betreiben⁴³ –, infolge der wachsenden Ausdifferenzierung, Spezialisierung und Trennung der Disziplinen als Problem empfunden wurde. Zahlreiche Wissenschaftler forschten auf Basis eines multidisziplinären Hintergrunds. Eine Fachgründung erforderte Einheit und Eindeutigkeit, klare Grenzen sowie eigene Forschungsgegenstände und Methoden bei gleichzeitiger Vielfalt. Die Figur des „Genies“ wurde – bewusst oder unbewusst – eingesetzt, um den Unsicherheiten, Empfindlichkeiten, Versagensängsten und Bedrohlichkeiten, die die Umstrukturierungsprozesse des modernen Wissens und die Neuentstehung oder Neudefinition von Wissenschaften und guter Wissenschaftlichkeit begleiteten,⁴⁴ etwas Stabilisierendes entgegenzusetzen. Im Folgenden werden die verschiedenen theoretischen Figuren und Figurationen vorgestellt, in denen das „Genie“ auf der wissenschaftlichen Bühne der vorletzten Jahrhundertwende auftrat: als wissenschaftliches Objekt, inspirierende Bezugsgröße, angebetete Gottheit, personifizierter Schutzgeist, verehrter Fetisch, idolisierter Stimulus, Potenz verheißendes (Zauber-)Mittel, quasireligiöse Reliquie, identitätsstiftende Idealfigur, transdiskursives Transportmittel, Mediator zwischen antagonistisch operierenden Wissenschaften und (selbst-)legitimierender Faktor.⁴⁵ Die besondere Konstellation von Zuschreibungen an das „Genie“ förderte und legitimierte Forschung und Wissenschaften:

43 Wie im Fall Richard Waldvogels. Siehe ders. (1925): Auf der Fährte des Genius (Biologie Beethovens, Goethes, Rembrandts). Hannover: Hahnsche Buchhandlung.

44 Foucault spricht in einem ähnlichen Kontext vom „hartnäckigen Werden einer Wissenschaft, die danach trachtet, zu existieren und von Anfang an ihr Ende zu finden“. Ders. (1997 [1969]): Archäologie des Wissens, S. 10.

45 Wie dieser synthetisierenden Reihung zu entnehmen ist, wurden neben Neudefinitionen ältere Bedeutungsschichten – etymologische, metaphorische, konzeptuelle – aufs Neue aktiviert und strategisch eingesetzt.

Das Wort „Genie“ konnotiert immer Ursprung, Geburt, Natur, Naivität, Nation, das Heraufkommen des Beginns. Das Genie ist immer jung und zwar seinem Wesen nach.⁴⁶

Die hier von Jacques Derrida beschriebenen Eigenschaften des „Genies“, etwas (als sein Ursprung) zu gebären, naturhaft/natürlich zu wirken, naiv und unvoreingenommen vorzugehen, im Hinblick auf die Nation⁴⁷ wirken zu können sowie Jugend und damit Hoffnung, Neubeginn, Neugierde, Übermut, Kraft, Frische und Lebendigkeit zu verkörpern, waren genau jene Merkmale, die sich die jungen Wissenschaften auf die Fahnen schreiben mochten. Sie brauchten sie, um sich selbst zu setzen, sich einen Ursprung und eine Herkunft zu geben. Das „Genie“ half den Wissenschaften beim Beginnen, in seinem Abglanz konnte man sich sonnen. Indem sie sich auf das „Genie“ und dessen Idealität und Schöpfergeist bezogen, versuchten sich um 1900 unterschiedliche Kollektive – Denk- und Schreibkollektive, *Scientific Communities* und Staaten – zu kohärenteren Einheiten zusammenzuschließen. Noch eine weitere Qualität verkörperte das „Genie“, die Derrida hervorhebt: Das Genie könne einem (absoluten) „Ereignis Statt geben“; es könne „die absolute Mutation und Diskontinuität des ganz ‚Anderen‘ heraufkommen beziehungsweise geschehen“ lassen.⁴⁸ Diese Fähigkeit zur spontanen Restrukturierung benötigten sowohl die Wissenschaft als auch das Konzept der Nation zu ihrer beständigen Erholung, Neukreation, Regeneration. Aus diesen Gründen bezogen sich Wissenschaften, Kulturen und Nationen so zahlreich und obsessiv auf „ihre Genies“ und zitierten sie buchstäblich herbei. Das Wirkungsfeld der hier untersuchten Genie-Autoren, vor allem Berlin und Wien, legt nahe, dass es das Deutsche Kaiserreich und die Weimarer Republik beziehungsweise die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn und die Erste Republik waren, die als Genienationen entworfen werden sollten. Welche Formen singulärer und kollektiver Männlichkeit und ‚Subjektivität‘ wurden im Rahmen dieser Genialitätskonzeptionen erzeugt oder restabliert? Und wie hing diese attestierte Männlichkeit mit Vorstellungen gemeinschaftlicher oder staatlicher Virilität und Macht zusammen?

Meine These in der vorliegenden Studie ist, dass Genieliteratur und Genieforschung einen entscheidenden Faktor bei der Genese, (Neu-)Strukturierung, Professionalisierung und Profilierung geisteswissenschaftlicher Fakultäten, akademischer Fachbereiche, Disziplinen und Institutionen darstellten. Die Naturwissenschaften, von denen die Geisteswissenschaften sich scharf abzusetzen bestrebt waren, spielten paradoxerweise eine bedeutende Rolle für ihren Neuentwurf. Wie bereits angedeutet, rekurrten zahlreiche

46 J. Derrida (2006 [2003]): *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie*, S. 73.

47 Im Lateinischen bedeutet *natio* „Geburt“, „Herkunft“ und/oder „Volk“.

48 J. Derrida (2006 [2003]): *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie*, S. 52, 74.

geisteswissenschaftliche Autoren auf naturwissenschaftliche Rhetoriken und Bilder oder lehnten sich an empirisch-positivistisch-materialistische Methodiken an. Ausgesprochen oder unausgesprochen galten naturwissenschaftliche Methoden und Strategien als auf mess- und reproduzierbaren Daten basierende valide und zielführende objektive Erkenntniswege. Auch in genietheoretische Texte wurde naturwissenschaftlich orientiertes Wissen integriert, etwa in Form von mathematisch generiertem und errechnetem Wissen oder graphisch durch Tabellen, Statistiken und Schemata. Wie von Lorraine Daston und Peter Galison plastisch beschrieben,⁴⁹ vermittelten diese Wissenstechniken und -repräsentationen den Eindruck idealer wissenschaftlicher Objektivität. Gerade in Texten, die auf einer bestimmten Ebene naturwissenschaftliche Exaktheit anstrebten, erfreuten sich Geniethematiken, das heißt genieorientierte, aber auch geniekritische Theoreme und Deutungsmuster, zunehmender Beliebtheit. Als Beispiele können hier Richard Waldvogels Monographie sowie die philosophisch-empirischen Schriften Julian Hirschs und Edgar Zilsels genannt werden.

Das „Genie“ rückte in den Fokus der Aufmerksamkeit, da durch den vital-virilen Geniediskurs das Selbstverständnis der Wissenschaften sowie (geistes-)wissenschaftliche Standards neu ausgehandelt werden konnten. Genieforschung diente wissenschaftlicher Selbsterforschung und -idealisierung; wie gezeigt wird, war der Geniewissenschaftler eine sich selbst genialisierende Figur.⁵⁰ Was konnten die Wissenschaften von der Lust an der „Überhöhung einzelner Menschen in quasi überirdische Sphären“ lernen?⁵¹ Wie dargelegt wird, ließen sich durch die Analyse der Grenzverläufe zwischen erstens dem körperfernen, unerreichbaren, gottähnlichen „Genius“, zweitens dem körperbetonten pathologisch-paranoid verunstalteten „Genie“ und drittens ‚gewöhnlichen Menschen‘ im Umkehrschluss Kriterien für die Profilierung und Leistungssteigerung solider und zugleich flexibler, innovativer Wissenschaftlichkeit ableiten. Für diese Denkoperation dienten das imaginierte singuläre tote „Genie“ sowie seine hybride Konstitution als irdisch-göttlich, sterblich-unsterblich, anwesend-abwesend als Schablonen. In dem nur über biographische Quellen und andere Wissenschaftstexte, empirisch jedoch nicht zugänglichen

49 Daston, Lorraine/Peter Galison (2007): *Objektivität*. Übersetzt v. Christa Krüger. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

50 Zur Körperlichkeit des Wissenschaftlers und zu seinem effeminierten Forschungsobjekt, etwa auch in Form des eigenen Körpers, siehe Braun, Christina von (2007): „Der Körper des Wissenschaftlers“. In: *Texturen von Freiheit: Beiträge für Bernhard Rathmayr*. Hg. v. Peskoller, Helga/Michaela Ralser/Maria A. Wolf. Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 233–240.

51 Stachel, Peter: „Das Krokodil im roten Rock und der silberne Schwan des Wohlklangs. Mozart – Genie und Popstar?“. In: Immler, Nicole (Hg.) (2009): ‚The making of...‘ Genie: Wittgenstein & Mozart. *Biographien, ihre Mythen und wem sie nützen*. (= *Gedächtnis – Erinnerung – Identität*, Bd. 11) Innsbruck/Wien/München, S. 205–224, hier: S. 208.

„Genie“ fanden die Wissenschaften zum einen ihr Ideal und den Kulminationspunkt ihrer Wunschvorstellungen. Zum anderen diente die Abgründigkeit der pathologisierten Geniefigur dazu, der Wissenschaft die metaphysischen Flügel zu stützen und bestimmte Selbstanteile wegzudrängen.

Es lässt sich festhalten: In Texten der Jahrzehnte um 1900 wurde das „Genie“ erfunden und (wieder-)entdeckt, bewundert und kritisiert, verrätselt und pathologisiert, auf ein Podest gehoben und profaniert, sexualisiert und hysterisiert, vermännlicht, weiblicht und diffus vergeschlechtlicht, sprich es wurde äußerst vielgestaltig diskursiv hergestellt. Dabei ging es mehr um Idolatrie und Personenkult als um eine sachliche Rezeption, Kritik und Bewertung der Inhalte vermeintlich „genialer“ wissenschaftlicher oder musischer Werke. Seit den 1900er Jahren bis zur Zeit des Nationalsozialismus und Austrofaschismus wurde die Geniefrage immer stärker mit vererbungstechnischen und erbgesundheitlichen, rassentheoretischen und volkshygienischen Diskursen sowie mit Hochbegabtenpolitik und Höherzüchtung des Menschen verknüpft, zum Beispiel bei Houston Stewart Chamberlain, Ernst Kretschmer, Ludwig Flügge, Ottokar Matura, Johannes G. Thöne und Alfred Rosenberg.

Im gleichen Zug, in dem das „Genie“ aufgewertet und mit positiven Eigenschaften angereichert wurde, wurden sogenannte „Normal“- oder „Durchschnittsmenschen“ sowie andere Figuren wie etwa die „Frau“, die „Prostituierte“ oder der „Jude“ als prinzipiell „nicht-genial“ abgewertet. Deren theoretische und soziale Ausklammerung oder Marginalisierung ging historisch mit einer Degradierung und Diffamierung der „proletarischen Masse“ einher.⁵² Parallel zur Politisierung, Arisierung und Kollektivierung des Geniegedankens wuchs auch das Interesse an der Intelligenz- und Eliteforschung, an Begabtenförderungsprogrammen und an der Züchtung eines „genialen“ deutschen Volks aus genialen „Ausnahmemenschen“.

Paradoxe Zuschreibungen

Was signifizierte das Wort „Genie“ im Genieforschungszusammenhang um 1900? Um die Jahrhundertwende nahm die Denkfigur Genie konkurrierende, teilweise antagonistische Bedeutungen an. Die Sprecharten über das „Genie“ waren paradoxal angelegt, ebenso wie die Eigenschaften, die dieser Wissensfigur teils implizit, teils explizit und a priori oktroyiert wurden. Das „Genie“ galt als männlich, weiß, aus der westlichen Hemisphäre – meist aus europäischen oder nordamerikanischen Regionen – stammend, ferner als singulär, exklusiv, exzentrisch, asozial und zugleich charismatisch, originell, autodidaktisch, unmittelbar und quasi-göttlich. Es wurde als einsam, strukturell bisexu-

⁵² Schnapp, Jeffrey T./Matthew Tiews (Hg.) (2006): *Crowds*. Stanford, California: Stanford University Press, besonders S. 229, 240.

ell, homosexuell, hyper- oder asexuell und nicht-familiär – in Bezug auf seine Abstammung, Daseinsform und physische Reproduktion – sowie als tendenziell melancholisch, unglücklich, verwirrt, pathologisch auffällig bis wahnsinnig⁵³ oder gar genetisch entartet und degenerativ charakterisiert. In zahlreichen Geniebiographien und Wissenschaftserzählungen leidet der „geniale“ Körper, wird geschunden, erfährt Hunger und die Auswirkungen finanzieller Nöte.⁵⁴ Die Ambiguität des Geniekonzepts offenbart sich beispielsweise in seiner Liaison mit dem Topos Wahnsinn. Wahnsinn wurde sowohl als Grundvoraussetzung allen genialen Schaffens als auch als Störung von „Genialität“ angesehen. So finden sich in *Genie – Irrsinn, Ruhm* von Wilhelm Lange-Eichbaum aus dem Jahr 1928 ausführliche Aufzählungen angeblicher psychogener Dispositionen, Krankheiten und Versehrtheiten sowie körperlicher und geistiger Deformationen der vermeintlichen Genies der Weltgeschichte.⁵⁵

In der wissenschaftlichen Imagination stand das „Genie“ entweder „auf der Grenze der Lebensfähigkeit“⁵⁶ oder war heldenhaft, die Menschheit rettend, mit seismographischen⁵⁷ Qualitäten ausgestattet sowie von einer inneren, aus der Natur abgeleiteten Kraft beseelt. Wie bereits erwähnt, war für diese Genieperiode spezifisch, dass Juden, Jüdinnen und nicht-jüdische Frauen mittels komplizierter Argumentationsverfahren aus dem Genieideal exkludiert wurden. Diese das ‚Anderer‘ ausschließende Geniekonstruktion und die dem „Genie“ unterstellte kulturelle oder nationale Bedeutsamkeit werden in der vorliegenden Untersuchung durch einen (de-)konstruktivistisch, diskursanalytisch, gender- und medientheoretisch informierten Ansatz kritisiert. Es wird deutlich, dass die verschiedenen Definitionen der Worthülse „Genie“ von Normierungs-, Exklusions-, Hierarchisierungs- und Machtbildungsprozessen begleitet wurden⁵⁸ und zur Legitimierung und Selbstgenialisierung der jeweiligen Wissenschaft be-

53 Hirsch, William (1894): *Genie und Entartung. Eine psychologische Studie.* Berlin/Leipzig: O. Coblentz.

54 Baudelaire, Charles (1994): „Wie man seine Schulden bezahlt, wenn man Genie hat.“ *Der Künstler und das moderne Leben. Essays, ‚Salons‘, Intime Tagebücher.* Hg. v. Henry Schumann. Leipzig, S. 5–8; antithetisch hierzu: Corino, Karl (Hg.) (1991 [1987]): *Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller.* Mit 34 Portraitzzeichnungen von Peter Anders. Nördlingen: Greno; Heuer, Rolf (1971): *Genie und Reichtum. Die Finanzpraktiken von Caesar, Kolumbus, Wallenstein, Voltaire, Casanova, Beaumarchais, Napoleon, Balzac, Goethe, Bismarck, Marx, Edison.* Reinbek bei Hamburg.

55 W. Lange-Eichbaum u. a. (⁴1956): *Genie, Irrsinn und Ruhm.*

56 Flügge, Ludwig (1924): *Rassenhygiene und Sexualethik. Psychoanalyse und hysterophiles Genie – Das Interesse des Staats an der Sexualethik – Rassenbiologie und Sport.* Berlin: Deutsch Literarisches Institut, S. 30.

57 Schade, Sigrid: „Zur Metapher vom ‚Künstler als Seismograph‘.“ In: Fastert, Sabine/Alexis Joachimides/Verena Krieger (Hg.) (2011): *Die Wiederkehr des Künstlers. Themen und Positionen der aktuellen Künstler/innenforschung.* Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 131–145.

58 Michel Foucault beschrieb das Macht-Wissen-System im Hinblick auf einen nicht repressiv verstandenen Begriff „positiver Machttechnologien“ und ihres „strategischen Reichtums“. Macht bedeutet

ziehungsweise des jeweiligen Wissenschaftlers, Literaten oder Philosophen beitragen sollten. Sie dienten der Verstärkung und Konsolidierung wissenschaftlicher und intellektueller Geltungsmacht.

Spezifisch für das Setting um 1900 ist außerdem, dass dem „Genie“ Format, Sinn und Bedeutung nicht mehr primär auf der Ebene der Religion, Natur oder im Rahmen subjektiver Künstlersonomie zugewiesen wurden. Vielmehr trat die Figur als paradigmatisches wissenschaftliches und epistemologisches Problem in den Vordergrund. Sie war zu einer *wissenschaftlichen* Frage geworden, in die trotz der Säkularisierungsbestrebungen weiterhin religiöse Muster hineinragten.⁵⁹ Das „Genie“ fungierte als Möglichkeitsbedingung für Wissen. Wurden historische Genies als Hervorbringer von Geist, Wissen, Kultur, Kunst oder Nation imaginiert,⁶⁰ so bestand die wissenschaftspolitische Funktion der abstrakten Geniekonzeption darin, die Grenzen, Brüchigkeiten, Unsicherheiten, Widersprüche des Wissens und seiner Produzenten zum Verschwinden zu bringen – zugunsten einer angestrebten ‚reinen‘ Geistigkeit und einer körperfernen, beinahe engelhaften Intellektualität der Wissenschaften.⁶¹ Der Grund für das Zelebrieren des unerreichbaren „Genies“ und die „Anbetung des Erfolges“⁶² lag – so eine zentrale These dieses Buchs – auch in der Legitimierungsnot der genannten Wissenschaften und Wissensgebiete begründet. Nach Zilsel bestand der „Fehler der Geniedogmatik“ darin, dass sie anstatt aus Einsichten in die wahrhaft objektiven Werte, aus Wertungsbedürfnissen hervorgewachsen“ sei.⁶³ Lange-Eichbaum zufolge war die Geniefrage eine „Herzenssache“ und bestimmten Menschen „heilig“. Der Streit um das „Genie“ sei ein Weltanschauungs-, ein Religionskrieg, und solche Kämpfe seien von jeher mit Fanatismus geführt worden.⁶⁴ Was aber versprach das „Genie“ innerhalb des Wissenschaftskontextes und warum wurde es dort so häufig als strategische Figur eingesetzt?

bei Foucault die vielfältigen „Kräfteverhältnisse, die ein Gebiet bevölkern“, die sich immer wieder verwandeln und zu einem System verkettet können. Vgl. ders. (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main, S. 102, 113 ff.

59 Dem „Genie“ wurde ein religiöser Nimbus zuerkannt, der Geniegläubige in seinen Bann zog – dies kritisierte Zilsel eindrucksvoll in seinem Buch *Die Geniereligion*.

60 Jenisch, Daniel (1981 [1797]): *Der allezeit-fertige Schriftsteller. Oder kurze, doch gründliche Anweisung, wie man mit dem möglich-kleinsten Aufwande von Genie und Wissenschaft ein großer und fruchtbarer Schriftsteller werden könne: erläutert durch die ausgesuchtesten Beispiele aus den allerneuesten teutschen Schriftstellerwerken: zu Nuz und Frommen des schreibenden, urtheilenden und lesenden Publikums teutscher Nation ins Licht gestellt*. München: Kraus.

61 Siehe Braun, Christina von (2007): „Der Körper des Wissenschaftlers“. In: Peskoller, Helga (Hg.): *Texturen der Freiheit*, S. 233–240.

62 E. Zilsel (1990 [1918]): *Die Geniereligion*, S. 202.

63 Ebd., S. 195.

64 W. Lange-Eichbaum u. a. (*1956): *Genie, Irrsinn und Ruhm*, S. 24 (Einleitung).

Die Geniekonstruktion beruhte auf der Vorstellung, im „Genie“ vereinten sich maximale intellektuelle Potenz und Exzellenz, Vernunft und Rationalität, höchstes Bewusstsein und schöpferische Originalität, Unabhängigkeit und vielseitige Individualität, Innovation, Gestaltungswille und Phantasie, künstlerische Schaffenskraft und Potenzialität, Produktivität und Selbstgenerativität, Einmaligkeit und Vollkommenheit in *einem* menschlichen Wesen. Durch seine Brillanz sei es überdies in der Lage, sich über die irdischen und materiellen Belange, die Tücken der *conditio humana* hinwegzusetzen. Emil Lucka schrieb hierzu 1916:

[... D]ie Genialität ist um so größer, je entschiedener das Subjektive ins Allgemein-Menschliche erhoben ist, je weniger Zufälliges, „Pathologisches“ eine Seele birgt, je mehr sich eine Persönlichkeit mit Objektivem, Wertvollem, erfüllt hat – um endlich in einen Bereich einzugehen, wo man nicht mehr eigentlich von Persönlichkeit, sondern nur noch von werterfülltem Sein sprechen kann.⁶⁵

All dieser Eigenschaften und Qualitäten bedurften um 1900 auch die (Geistes-)Wissenschaften selbst, um die Grenzen ihres Gegenstandsfelds möglichst weit abzustechen und im gleichen Zug konzise, hellsichtige und solide Ergebnisse und Evidenzen garantieren zu können. Unter Inkaufnahme großer Arbeitsintensität wollten die Wissenschaften einzigartig, unverwechselbar, unersetzlich, hingebungsvoll, inspirierend sein – bei gleichzeitiger sachlicher Durchsetzungsfähigkeit, stilistischer Sicherheit und institutioneller Unabhängigkeit. Diese Attribute ließen sich – trotz einiger Widersprüche – auch mit positivistisch-naturwissenschaftlichen Werten wie Objektivität, Disziplin, Beharrlichkeit und Spezialisierung verbinden, die damals als dem wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritt dienlich angesehen wurden.⁶⁶ Bildlich gesprochen waren der geisteswissenschaftliche Forschungsbetrieb und die Genieliteratur Trittbrettfahrer auf dem erfolgreichen Wagen des „Genies“. Die Koppelung an das Erfolgskonzept „Genie“ beschleunigte ihre gesellschaftliche Akzeptanz und sekundär die Durchsetzung ihrer politischen Vorstellungen und Implikationen. Im Anschluss an Mitchell G. Ash lässt sich von einem „metaphorischen Kitt“ der Strahlkraft des „Genies“ sprechen, durch den an die Geniefigur angehängtes Wissen plausibilisiert, naturalisiert und als „einzig denkmöglich“ ausgewiesen wurde.⁶⁷

65 Lucka, Emil (3^o 1917 [1916]): Grenzen der Seele. Zweiter Teil: Stufen der Genialität. Berlin: Schuster & Loeffler, S. 194.

66 Hagner, Michael (2003): Geniale Gehirne, S. 177.

67 Ash, Mitchell G. (1999): „Die Wissenschaften in der Geschichte der Moderne“. Antrittsvorlesung, Wien, 2. April 1998. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Bd. 10, S. 105–129, hier: S. 113.

Die Geniedebatte ist ein Phänomen, das in der Retrospektive als symptomatisch für die Jugend, den Selbstentwurf und die (Neu-)Erfindungsbestrebungen der erwähnten Wissenschaften gelesen werden kann. Das „Genie“ wurde zu einer mit höchster Virulenz diskutierten Gestalt, die beinahe alle Bereiche des Denkens erfasste. Jede Wissenschaft wollte sagen können, was ein „Genie“ letztendlich ausmache, wie es entstehe, wie man es erkennen könne, ob es im Körper lokalisierbar und förderbar, (re-)produzierbar, züchtbar sei. Das Versprechen oder Ziel dieses jahrzehntelangen disziplinären Wettstreits könnte folgendermaßen zusammengefasst werden: Diejenige Wissenschaft, der es gelingt, Herkunft, Bauart und Reproduzierbarkeit von „Genie“ am treffendsten und umfassendsten zu beschreiben, bewegt sich selbst in größter Nähe zum Genialitätsdispositiv. Die Beste unter den Geniewissenschaften und -literaturen sei strukturell am engsten mit den „Genies“ zugewiesenen Merkmalen, Hochbegabungen und Höchstleistungen verwandt. Auf diese Weise avancierte das „Genie“ zu einer Wissens-, Legitimations- und Leitfigur für moderne geisteswissenschaftliche und literarische Wissenszweige und zu einem Spiegel, einer buchstäblichen Reflexions- und Selbstbeschreibungsf figur. „Geniale“ Galionsfiguren und Genielogiken entfalteten ihre Wirkung in wissenschaftlichen Gründungskontexten. Diese diskurstiftenden und -organisierenden Funktionen sowie das „Genie“ als normsetzende und beispielhafte Kategorie in Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft und Politik stehen im Vordergrund dieser Untersuchung.

Insgesamt übernahm das „Genie“ multiple kulturelle, epistemologische und wissenschaftspolitische Funktionen. Als ein geheimnisvoller Gegenstand war es in die Produktion von wissenschaftlichem Wissen involviert. Forschern bot es mit seinem Versprechen, sich selbst als „genial“ zu erweisen oder „genial“ zu werden, einen ständigen Anreiz. Neuere Wissenschaftsformen, wie etwa Soziologie, Anthropologie und Psychologie, versicherten sich ihrer eigenen kreativen Potenz, argumentativen Tragkraft und methodischen Zielgenauigkeit, indem sie die Wissensfigur des Genies biographisch punktuell oder systematisch beschrieben. Die Wissenschaften erlebten sich im Rückbezug auf die herausragenden ‚Männer der Weltgeschichte‘ und in identifizierender und affirmierender Auseinandersetzung mit deren geistigen Leistungen selbst als genialisch. Durch das Abarbeiten am „Genie“ wurden – bewusst oder unbewusst – reflexionshemmende Mythen in die eigenen Theorien eingebunden; die wissenschaftlichen Fundamente konnten so gesichert werden.

Der Spur, das „Genie“ als Symptom ungeklärter und dringlicher Probleme in Wissenschaft und Gesellschaft anzusehen, ging auch der Soziologe Axel Gehring Ende der 1960er Jahre nach. Er analysierte das Genieproblem in Anlehnung an Lange-Eichbaum sowie an seinen Zeitgenossen Wilhelm Emil Mühlmann als einen „Relationsbegriff so-

ziologischer Wertung“⁶⁸. Gehring verortete den wesentlichen Zweck der Genieverehrung im Schutz der bedrohten Werte derjenigen Gruppe, die das „Genie“ erfindet und deren Mitglieder zu ihm wie zu einem „numinosen Gebilde“ aufblicken.⁶⁹ In einer Phase der Unsicherheit werden die zur Gruppenbildung nötigen Faktoren im „Genie“ personifiziert, das als absolut, groß und göttlich konstruiert werde. Das „Genie“ als Assoziationsobjekt symbolisiere Werte und Wünsche der Gruppen, die das Verhalten des historischen Genies interessebedingt und als Imaginationsgrundlage interpretieren. Das Genie als „imaginäres Bezugsindividuum“⁷⁰ sichere dann die Unantastbarkeit der Gruppe. Gehring zufolge muss dazu der Träger des Genietitels so gebaut sein, dass er auch von konkurrierenden Gruppen – im vorliegenden Fall sind dies die miteinander korbattierenden akademischen Fächer und Literaturen – anerkannt wird. Die Genieverehrung wird, sofern sie politisch und religiös instrumentalisiert wird, letztlich zu einer Angelegenheit der ganzen Nation.⁷¹ Das „Genie“ wirkte nach Gehring zugleich subjekt- und gemeinschaftskonstituierend und wissenstabilisierend. Für die Gemeinschaft verhiess es Identität und Integrität, da es von ihr begehrte Werte repräsentierte, die für ihr Funktionieren, vor allem als säkulare Ordnung, vom Menschen selbst verbürgt werden mussten.

An Gehrings Überlegungen anknüpfend lässt sich die These aufstellen, dass sich Wissenschaftler und Wissenschaften durch ihren gleichzeitigen Rekurs auf die Geniefigur als Geistesgemeinschaft oder Brüderschaft imaginieren konnten. Die Geniefrage wurde zur Königsdisziplin auserkoren und gab den Wissenschaftlern in der Welt der Wissensproduktion diskursiven Halt. Denn in dem Augenblick, in dem sie sich in den Streit um das „Genie“ einmischten, wurde ihr eigenes Wissenssystem gegenüber anderen akademischen Disziplinen anschlussfähig. Dabei zeichnete jeder Wissenschaftler „sein Ideal von Persönlichkeit, sein Ideal-Ich, seinen Wunschtraum“, wie Lange-Eichbaum 1956 zusammenfasste.⁷² Die Suche nach dem „idealen neuen Menschen“ präsentiert sich auch als Suche nach dem neuen Wissenschaftlertypus und seiner Bestimmung.

68 Lange-Eichbaum, Wilhelm (31942): *Genie, Irrsinn und Ruhm*. München: Reinhardt; Mühlmann, Wilhelm Emil (1962): „Gnadengabe und Mythos des Genies“. *Homo creator. Abhandlungen zur Soziologie, Anthropologie und Ethnologie*. Wiesbaden, S. 60–69, hier: S. 62. In den 1960er Jahren, aus denen der Mühlmannsche „Idol-zertrümmernde“ Text stammt, passierte ihm zufolge dies: „Ein epigonales, durch Sophismen verdorbenes Geschlecht kehrt zurück in den Schoß des Genie-Kults, wird wieder ‚gläubig‘“ (S. 68); „Die psychologisch-anthropologische Geniedeutung ist nichts als eine moderne Rationalisierung der archaischen charismatischen Legitimitätsgläubigkeit: Genie ist hier immer noch Mana, eine übernatürlich ausstrahlende Kraft“ (S. 60).

69 Gehring, Axel (1968): *Genie und Verehrergemeinde. Eine soziologische Analyse des Genieproblems*. Bonn: H. Bouvier, S. 2.

70 Ebd., S. 129, 131, 151.

71 Ebd., S. 122.

72 W. Lange-Eichbaum (1956): *Genie, Irrsinn und Ruhm*, S. 41 f.

Epistemische Besonderheiten

Epistemische Besonderheit I: Untote – Abwesenheit

Eine epistemische Besonderheit im Geniekult um 1900 war, dass sich das Forschungsinteresse der Geniewissenschaften größtenteils auf bereits verstorbene Persönlichkeiten und deren Eigenschaften und Tugenden richtete. Aufgrund dieser lebenszeitlichen Asynchronizität zwischen Forscher und Erkenntnisgegenstand war das Forschungsobjekt „Genie“ grundsätzlich abwesend und ungreifbar, also auch nicht prüf- oder kritisierbar. Im Moment ihrer Verwissenschaftlichung oder Literarisierung waren „Genies“ immer schon vergangen. Ruhm und „Genialität“ wurden den vermeintlich genialen Eminenzen meist *post mortem* zugeschrieben.

Ruhm bezeichnet eine Form der Aufmerksamkeit und Anerkennung, deren Vollform dadurch ausgezeichnet ist, daß der Autor der mit Ruhm versehenen Leistung bereits tot ist.⁷³

Friedrich Nietzsche adressierte diese Besonderheit der postmortalen Berühmtheit als Mythos der „posthumen Geburt“⁷⁴. Der Jahrhundertwendeautor Julian Hirsch erweiterte dieses Argument wie folgt:

Der Ruhm entsteht nicht nur nachdem, sondern: weil das Individuum tot ist.⁷⁵

Die Genieforscher bezogen sich in einem artifiziellen Rückgriff auf tote „Genies“ – auf weiße, meist europäische Männer, die, was das untersuchte Textkorpus betrifft, vornehmlich mit dem deutschsprachigen Wissenskanon verbunden waren. „Genies“ anderer Nationen und Kontinente wurden, sofern es hier überhaupt ein vergleichbares Konzept gab, gar nicht oder nur marginal einbezogen. Meist geschah dies, indem biographisches oder bildliches Wissen (Malerei, Zeichnung, Photographie) geklärt oder ungeklärt Herkunft über das konkrete „Genie“ rezipiert und in die eigene Theoriearchitektur oder Literatur integriert wurde.

73 Werle, Dirk (2006): „Vorbemerkung zu einer Theoriegeschichte des Ruhms“. In: König, Christoph / Marcel Lepper (Hg.): Geschichte der Germanistik. Mitteilungen. Doppelheft 29/30. Göttingen: Wallstein, S. 24–32, hier: S. 29.

74 Nietzsche, Friedrich (1999 [1888]): „Der Antichrist. Fluch auf das Christenthum“. In: Kritische Studienausgabe. Bd. 6. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München / Berlin / New York, S. 165–254, hier: S. 167.

75 Hirsch, Julian (1914): Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte. Leipzig: Johann Ambrosius Barth, S. X.

Das Königreich der „Genies“ in den Dekaden um 1900 entpuppt sich als Totenreich. Allerdings beinhaltete das Geniekonzept auch normative Dimensionen, die auf die Zukunft gerichtet waren – eine Art rückwärtsgewandte Zukunftsbetrachtung, ein Zurück-in-die-Zukunft. Das von den Wissenschaften imaginierte „Genie“ galt als zu seinen Lebzeiten immer schon mit der Zukunft, mit seiner Nachkommenschaft verbunden. Es erschuf sein seismographisch-visionäres Werk, so die Annahme, im Hinblick auf Fortschritt und eine künftige Verbesserung der Gesellschaft. Die epistemische Besonderheit des Forschungsobjekts Genie bestand folglich darin, dass es von seinem symbolischen und repräsentationalen Status her nicht als Toter, sondern vielmehr als Untoter betrachtet wurde. Nach seinem Ableben schien das „Genie“ aufgrund der Lebendigkeit seines Werks zwischen der Sphäre der Lebenden und dem Totenreich zu oszillieren. Als Spielfigur im geisteswissenschaftlich-literarischen Geniediskurs wurde dem toten „Genie“ ein *Nachleben* zugebilligt; es war gleichzeitig lebend und tot, manche Genies galten als „unsterblich“. Zilsel sprach in diesem Zusammenhang von „einflußreichen Toten“⁷⁶. Verstorbene, die (nur) in ihren Werken weiter lebendig waren, eigneten sich in besonderer Weise als Projektionsfläche für die Wertevermittlung:

Als eine Grundthese jeglicher Genieverehrung hat es sich erwiesen, dass Verehrergemeinden nur verstorbene Personen als Träger des Titels „Genie“ für geeignet halten. [...] Verehrergemeinden, deren Werte bedroht sind, unterstellen, die verehrte Person habe sich ausschließlich so verhalten, wie es inhaltlich den integrierenden Faktoren ihres Zusammenlebens entspricht. Da diese Unterstellung in der Realität keine Entsprechung findet, sind verstorbene Personen, die sich gegen eine falsche Interpretation ihres tatsächlichen Verhaltens nicht zur Wehr setzen können, der geeignete Träger des Titels „Genie“.⁷⁷

Wie wurde das tote „Genie“ zu einem sinnvollen Wiedergänger oder Grenzgänger zwischen Leben und Tod umfunktioniert? Wie konnte diese Gestalt wirkmächtig reanimiert werden? Die Herausforderung bestand darin, den gestorbenen Menschen zu einem lebendigen Untersuchungsobjekt oder Erinnerungsträger zu restaurieren. Benutzte die Wissenschaft das „Genie“ auch dazu, um sich einer lebendigeren Sprache bedienen zu können? Lange-Eichbaum deprimierte offenbar Ende der 1920er Jahre die stillstellende, abtötende Wirkung des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs, denn er schrieb:

76 E. Zilsel (1990 [1918]): Die Geniereligion, S. 75.

77 A. Gehring (1968): Genie und Verehrergemeinde, S. 122.

Nun wird aber im Grunde alles seelische Leben durch die Sprache und feste Begriffe getötet, besonders durch die Sprache der Wissenschaft. Und doch wollen wir gerade das lebendige Leben zu Wort kommen lassen. Wissenschaft aber spricht gewöhnlich abgezirkelt, abstrakt, viel zu scharf, hart und rational. Wir müssen ihr dann und wann ein wenig vom Blute der Kunst einflößen, damit sie das warme Leben darstellen kann, besonders wo Gefühlswelt zu schildern wäre.⁷⁸

Das „Genie“ stellte für Lange-Eichbaum einen „warmen“, lebendigen Gegenstand dar, der mit der Gefühlswelt verbunden war und auch als solcher beschrieben werden sollte.

All diese Fragen weisen darauf hin, dass das „Genie“ je nach Konjunkturlage – und in stärkerem Umfang als andere verstorbene Personen, an denen sich kanonbezogene Geschichtsschreibung ausrichtete –, zwischen dem Status eines verstorbenen Menschen, Vergessenheit, werkbedingter Unsterblichkeit und biographischer oder wissenschaftlicher Wiederbelebung des Toten oszillierte. Diese Polarisierung und Ambivalenz, diese unklare Position lässt sich noch weiter ausmalen: Sollte das „Genie“ als Garant und Identifikationsfigur das gegenwärtige Leben veredeln und Verwertbares für das Zukünftige zeugen, so verkörperte es eine dem Tod entgegengesetzte Vitalität. Im Gegensatz zur religiösen Bedeutungsdimension, in der es für Immortalität oder auch Jenseitigkeit stand, war diese Vitalität aufs Irdische gerichtet.

In dem Buch *Abschied von den Genies. Die Genies der Deutschen und die Welt von morgen* des SS-Kriegsberichterstatters und Bestsellerautors Joachim Fernau, das 1953 erschien,⁷⁹ findet sich folgendes Zitat:

Es ist nicht mehr als eine Handvoll Sand in einer Wüste, was an Gedanken, Werken und Namen die Jahrhunderte überdauert hat. [...] Die Menschen, Geschlecht

78 Über das psychopathographische Verfahren des Buchs und diesen Kommentar zur eigenen Wissenschaftssprache: W. Lange-Eichbaum u. a. (†1956): *Genie, Irrsinn und Ruhm*. Aus den Vorwörtern der 1.–3. Auflage, hier: S. 11.

79 Fernau, Joachim (1953): *Abschied von den Genies. Die Genies der Deutschen und die Welt von morgen*. Oldenburg/Hamburg: Gerhard Stalling. Zur Umschlagabbildung siehe Abb. 2. Der Titel von Fernaus Buch ist irreführend; er bezieht sich nicht auf einen generellen Abschied vom Geniegedanken. Im Gegenteil, nach einer Verwerfung bisheriger Genietheorien lässt Fernau eine neue Riege von „Genies“ aufstehen, die seiner Meinung nach Wendepunkte im Gang der Geschichte initiiert haben und die Epochen und Jahrhunderte repräsentieren: von Albertus Magnus bis Albert Einstein, der für Fernau das „letzte Genie der Deutschen, und in einem anderen Sinn das erste Genie aller ist“ (S. 277). Für ihn erlangen sie ihren musealen Wert durch die „Möglichkeit irdischer Unsterblichkeit“ (S. 8). Er hofft, dass „die Welt des Sichversenkens in die Geister, die uns einmal bewegten“, „die Welt der vollständigen Seligkeit der Beschränkung, der Demut, des Trostes und der Wunschlosigkeit vor dem Erhabenen“ (S. 279) noch lange währen möge.

auf Geschlecht in endloser Folge, haben gelebt, geliebt, gelacht, geweint wie wir und sind vergangen, wie wir vergehen werden. [...] Es sind die Namen ganz anderer, weniger Menschen, die unsterblich wurden. [...] Die Zeit hat sie nicht ausgelöscht. [...] Es sind die Namen der „Genies“.⁸⁰



Abb. 2: Buchcover: Joachim Fernaus Vision einer Geniegemeinde (1953)

Fernau, Joachim (1953): Abschied von den Genies. Die Genies der Deutschen und die Welt von morgen. Oldenburg/Hamburg: Gerhard Stalling

Fernau impliziert, dass die „Genies“ aus der imaginierten Masse aller Verstorbenen vergangener Jahrhunderte herausragen. „Genies“ entsprechen jener Sandmenge, die eine menschliche Hand für einen kurzen Augenblick festhalten könnte, bevor sie in den Wüstensand zurückrieselt – während die restlichen Menschen, den Gesetzen der Zeitlichkeit und Sterblichkeit unterworfen, dem Vergessen anheimfallen. Nach dieser Betrachtungsweise gehören „Genies“ – ähnlich wie Engel und Halbgötter – zu den anthropomorphen Gestalten, die über den Vergänglichkeitsregeln stehen und der „Auslöschung“ durch die Zeit entgehen. Dank ihrer Bauart gewinnen sie den Status des Ewigen, sind kraft ihrer Hinterlassenschaft im Geiste unsterblich. Durch Erinnerung, Verehrung oder wissenschaftliche Untersuchung lassen sie sich in die aktuelle Zeit überführen, so die Phantasie. Im Bild des Genies geht es um die Möglichkeit des Überlebens, der Wiederbelebung oder des Wiedergeboren-Werdens trotz Sterblichkeit und um das Übertreten von für andere Menschen gültigen Grenzen. An dem Zitat lässt sich ablesen, welche Qualitäten und Symboliken das Geniekonzept an sich band, um eine Kontinuität des Wissens und der Wissenschaft, ihre Immunität gegen hereinbrechende Ereignisse zu gewährlei-

⁸⁰ Ebd., S. 5.

sten. Fernaus Überlegungen belegen ebenso wie zahlreiche andere Nachkriegsveröffentlichungen, dass die ‚Siegesgeschichte‘ der Genies, die um 1900 titanengleich alle anderen Menschen und sämtliche Probleme zu überragen schienen, auch nach der Erfahrung des Dritten Reichs, des nationalsozialistischen Genozids nicht zu Ende war.⁸¹

War das „Genie“ auf das Jenseits gerichtet, wie die Rede von Nachruhm, Unsterblichkeit und posthumer Entschlüsselung nahelegte, dann konnte es für die irdische Welt wenig ausrichten. Bei aller Jenseitigkeit und spirituellen Konzeptualisierung musste es also auch immer ein Stück weit antimetaphysisch bleiben, um als akademischer und gesellschaftlicher Funktionsträger agieren zu können – unter diesem Gesichtspunkt wird auch die Entwicklung der erdenden psychopathologisierenden Forschungsrichtung verständlich. Das hohe, jedoch prinzipiell unerreichbare Ideal ‚reiner‘ Wissenschaftlichkeit wurde durch die Erschaffung neuer Götter, fiktionaler Genie-Götter befeuert.⁸² Das Wissenschaftlerkollektiv konnte sich entweder in der Überwindung und Übertrumpfung der pathologisierten Geniefigur oder deren Verwandlung in eine religiös-imaginäre Institution gefallen.

Epistemische Besonderheit II: Geheimnis

„Der Begriff des Geheimnisses bildet den Schnittpunkt und zugleich den Ort der Begegnung zwischen Religion und Wissenschaft“, schreibt die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Dorothea Dornhof in Bezug auf einen Verwandten des „Genialen“, das Dämonische.⁸³ Zum Programm der Auf- und Entschlüsselung des „Genies“ gehörte immer auch das Bild eines nicht entschlüsselbaren mysteriösen Rests, auf den die Geniewissenschaften vergeblich zielten. Das „Genie“ wurde als etwas inszeniert, das sich stets von Neuem entzieht. Sein Geheimnis dynamisierte die Wissensproduktion und garantierte zugleich ihre Kontinuität. Lange-Eichbaum behauptete, das „Genie“ habe „immer auch noch etwas Rätselhaftes, Vulkanisches, Dämonisches, Mystisches. Die Unbegreiflichkeit und leise Unheimlichkeit gehört zu seinem übernatürlichen Wesen, ebenso seine Wildheit, Regellosigkeit, Urwüchsigkeit“. Er unterschied Geniewissen positiv von einem Wis-

81 Windisch, Hans (1947 [1946]): *Genius und Dämon. Der Fall Deutschland. Ein Manifest*. Seebruck am Chiemsee: Heering; Hase, Friedrich Traugott (1947): *Genie und Eros*. Olten; Roh, Franz (1948): *Der verkannte Künstler. Studien zur Geschichte und Theorie des kulturellen Mißverstehens*. München: Ernst Heimeran; Busemann, Adolf (1949): *Höhere Begabung. Vorgesandten zur Begabtenauslese*. Ratingen; Wellek, Albert (1950): *Die Polarität im Aufbau des Charakters*. Bern.

82 Zum Begriff der reinen Wissenschaftlichkeit siehe: Braun, Christina von/Inge Stephan (Hg.) (2005): „Einführung. Gender & Wissen“. In: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Wien/Köln, S. 7–45, hier: S. 10.

83 Dornhof, Dorothea (2005): *Orte des Wissens im Verborgenen. Kulturhistorische Studien zu Herrschaftsbereichen des Dämonischen*. Königstein-Taunus: Helmer, S. 18.

sen, das er als „schablonenhaft, schulmäßig, trivial, rational und erlernbar“ bezeichnete.⁸⁴ Das Geheimnis des „Genies“ konnte und durfte nie vollständig gelüftet werden. Es musste notwendig Geheimnis bleiben, um seine diskursive Wirk- und Verführungskraft nicht zu verlieren. Deshalb gab es neben den Decouvrierungs- und Rationalisierungsbestrebungen immer wieder Anstrengungen etlicher Wissenschaftler, die Geniefigur zu mystifizieren, mythisieren und zu resakralisieren. In diese Festung der „Geniereligion“ (E. Zilsel) wurden alle Wissensfragen verschoben, die auch mit neuesten naturwissenschaftlichen Methoden und tiefster philosophischer Erkenntnis nicht lösbar schienen. Diese Geste des Zudeckens von Wissen, die der Wissenserzeugung entgegensteht, beschreibt Derrida in Verbindung mit dem „Genie“ wie folgt:

Gesteht man dem Wort „Genie“ die geringste Legitimität zu, würde man eine Demission sämtlicher Wissensbestände, Erklärungen, Interpretationen, Lektüren, Entzifferungen unterzeichnen. [...] Man würde dadurch eingestehen, in stiller Anbetung vor dem Unausprechlichen dessen zu verharren, was in der geläufigen Bedeutung des Wortes „Genie“ häufig die Gabe mit der Geburt und das Geheimnis mit dem Opfer verbindet.⁸⁵

Genieanbetung führt somit nicht nur zu einer regen Produktion von Wissen, sondern macht Wissen auch immer wieder rückgängig. Aber nicht nur das: Die Entstehung von „Genie“ auf eine angeborene Gabe zu verlagern, entlastet und vereinfacht die Wissens-erzählung über das Genie in illegitimer Weise, so scheint Derrida nahezulegen. Die Geheimniskrämerei, die um das „Genie“ gemacht wurde – genau diese Funktion, Wissen, Erkenntnis und Objektivität immer wieder zuzudecken und die ethisch-politische Verantwortung an eine Genie- oder Führergottheit abzugeben –, produziert in der Konsequenz laut Derrida auf verschiedenen Ebenen „Opfer“.

An diese Überlegungen anschließend wird es in diesem Buch auch um die folgenden Fragen gehen: Inwiefern instrumentalisieren Wissenschaftler unterschiedlicher geisteswissenschaftlicher Couleur und Genieliteraten den Geniebegriff, um ihre fachinternen und sonstigen Thesen und Methoden oder literarischen Figurationen zu erproben, zu plausibilisieren, zu legitimieren und zu distribuieren? Auf welche Weise fungierte das „Genie“ hierbei als Halterungsmechanismus für fragile, noch nicht anerkannte wissenschaftliche Instrumentarien und Argumentationsweisen, die von seinen Autorisierungs- und Machteffekten zu profitieren suchten?

84 W. Lange-Eichbaum u. a. (*1956): *Genie, Irrsinn und Ruhm*, S. 43.

85 J. Derrida (2006 [2003]): *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie*, S. 11 f.

Forschungsstand

Die vorliegende Studie fokussiert ein zweiteiliges Textkorpus, das bisher in dieser Zusammenstellung und aus einem zeit-, kultur- und geisteswissenschaftsgeschichtlichen, gendertheoretischen und filmwissenschaftlichen Blickwinkel noch nicht nachgezeichnet wurde: den geisteswissenschaftlich-literarischen Geniekult um 1900 und zeitverzögerte filmische Adaptionen dieses Wissensszenarios.⁸⁶ Zugunsten der Erforschung der Genieästhetik in den Jahrzehnten vor 1800 wurde das etwa ein Jahrhundert später eingetretene Szenario, in dem das „Genie“ erstmalig und in zahlreichen geisteswissenschaftlichen Fachdisziplinen verwissenschaftlicht sowie in Literaturen umstritten wurde, bisher weitgehend übergangen. Die immense Konzeptualisierungsenergie und Repräsentanz der Geniekategorie in der geisteswissenschaftlichen Forschung, Literatur, Philosophie und Biographie des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts sind bislang nicht untersucht worden.

Im Folgenden wird gefragt, wie die Geniefigur in ihrer Vielgestaltigkeit und Komplexität in dieser Phase der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte in immer neuen Modifizierungen entworfen wurde. Dabei konzentriere ich mich auf die deutschsprachige Genieforschung, die sich insbesondere in Berlin und Wien abspielte. Welche Rolle spielt die Tatsache, dass zahlreiche Genietheoretiker und -literaten wie Benjamin, Blüher, Chamberlain, Hirsch, Wassermann, Weininger, Zilsel und andere in einem ähnlichen räumlichen und kultur-klimatischen Umfeld schrieben? Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich von der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie in den 1880er Jahren bis zur Zeit der Ersten Republik und des Austrofaschismus beziehungsweise, für die deutsche Seite, vom Deutschen Kaiserreich über die Weimarer Republik bis zum Nationalsozialismus. Der Akzent liegt auf Quellen aus dem letzten Jahrzehnt vor 1900 und den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Verschiedenste Wissensdisziplinen und Literaturen traten hier an, um das „Genie“ bestmöglich zu durchleuchten und der jeweilig favorisierten Geniekonzeption Kontur und diskursive Kraft zu verleihen.

Die damalige Wiener Situation beschreibt Eberhard Ortland folgendermaßen:

[...]m späten 19. und frühen 20. Jahrhundert [wurde] die literarische, psychologische, soziologische und historische Reflexion über Faszination und Problematik

86 Zwar gibt es Einzeluntersuchungen zu Blüher, Chamberlain, Weininger, Zilsel, diese legen jedoch alleamt keinen oder keinen gesonderten Fokus auf deren Geniekonzeptionen und das „Geniale“ als Wissenskategorie. Zudem übersehen sie die Konstellation, die sich in der geisteswissenschaftlichen Genieforschung um 1900 verdichtete. Fragen, die eine zeit- und kulturgeschichtliche Relektüre der Genietexte, die auch geschlechterspezifische Aspekte mit einbezieht, sichtbar machen, wurden bisher kaum berücksichtigt, desgleichen die Inklusions- und Exklusionsstrategien gegenüber dem „Weiblichen“, „jüdischen“, der „Masse“ und der „Prostitution“.

des Genies so intensiv betrieben wie nirgendwo sonst. Heute ist es noch so, dass hier [in Wien] das Interesse an dem Unterschied zwischen dem Ordentlichen und dem Außerordentlichen eine größere Rolle spielt als an anderen Orten.⁸⁷

Die ausgewählten Genietheoretiker, wissenschaftlichen Fachvertreter und Literaten hatten alle einen direkten Bezug zu den Großstädten Berlin und Wien. Hier wurden sie geboren, hier lebten, arbeiteten oder starben sie. Das intertextuelle Gewebe der Genietheorien und -literaturen verband die beiden Metropolen und ihre Forscher miteinander und machte sie zu einem „Denkkollektiv“ (L. Fleck), das sich der dringlichen Geniefraage mit Verve widmete.

Bisher gibt es weder im zeitgenössischen Rahmen um 1900 noch in der späteren literaturwissenschaftlichen Rezeption ab den 1980er Jahren Studien, die sich dezidiert mit dem Geniekult der Wissenschaften, Wissenschaftler und Literaten selbst befassen. Der kritische Blick richtete sich in zeitgenössischen soziologisch-psychologisch orientierten Schriften auf die Frage der Motivation für die kollektive Genieverehrung (bei J. Hirsch, E. Zilsel) oder auf deren Ausschließungscharakter (z. B. bei W. Benjamin). Kritische Untersuchungen der letzten drei Jahrzehnte fokussierten innerliterarische Konstruktionsweisen des „Genialen“⁸⁸ mit Schwerpunkt auf der ‚Goethezeit‘ und nur in Ausnahmefällen literarisch-philosophische Geniekonzeptionen verschiedener Epochen und deren politische Instrumentalisierung.⁸⁹ Der wissenschaftskritischen Beobachtung, dass der moderne Geniekult nicht nur von den Wissenschaften (mit-)produziert wurde, sondern das theoretisierte „Genie“ auch auf sie zurückwirken sollte und auf diese Weise der Geniekult geradezu zu deren Wesensmerkmal und selbstbestätigendem Motor avancierte, wurde bisher nicht nachgegangen. Die Besonderheit des wissenschaftlichen Geniediskurses um die vorletzte Jahrhundertwende, in dem das „Genie“ als wissenschaftliche Wissens- und Referenzfigur und als kultureller Bedeutungsträger installiert wurde, wurde bisher nicht plastisch gemacht. Die Dimension, auf die ich in der vorliegenden Studie abhebe – die übergeordnete Funktion der transdisziplinären ‚Inthronisierung‘ intellektueller ‚Heiliger‘ mit ihrem Legitimationseffekt für die Wissenschaft(en) und Literaturen – wurde nicht beschrieben.

Das vorliegende Buch fasst aus diesem Grund einerseits die spezifische Art ins Auge, in der Geniefiguren auf konzeptuell-inhaltlicher Ebene in geisteswissenschaftlichen

87 Eberhard Ortland, zitiert nach Mészáros, Gerhard (23. 4. 2007): „Geschichte: Das Genie, ein Titan oder ein Taugenichts?“ In: Die Presse. Print-Ausgabe.

88 Blamberger, Günter (1991): Das Geheimnis des Schöpferischen oder: Ingenium est ineffabile? Studien zur Literaturgeschichte der Kreativität zwischen Goethezeit und Moderne. Stuttgart: Metzler.

89 J. Schmidt (1985) (3. verbesserte Auflage: Heidelberg 2004): Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945, Bd. 1 und 2.

und literarischen Texten etwa seit 1890 hervorgebracht wurden. Andererseits steht die Frage im Zentrum, wie das „Genie“ auf wissenschaftsgeschichtlich-epistemologischer Ebene funktionalisiert wurde. Über diese innerwissenschaftliche Sphäre hinausgehend wird eruiert, welche Elemente der geisteswissenschaftlichen Geniebegeisterung in besonderem Maß auf kulturelle und soziale Prozesse ausstrahlten und welche theoretischen Erkenntnisse über das „Genie“ auch eine Relevanz für nationalpolitische Kontexte besaßen. Diese Untersuchungsrichtungen münden in die Frage, wie mithilfe der Genieforschung disziplinäre Potenzen und neue Konzepte und Methoden ausgetestet, gesteigert und distribuiert und wie sie in Teilen mit antifeministischen und antisemitischen Erzählungen und Programmatiken verknüpft wurden.

Das Standardwerk zum Konnex von „Genie“, Literatur und Philosophie hat der Freiburger Germanist Jochen Schmidt Mitte der 1980er Jahre in zwei Bänden vorgelegt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens*⁹⁰. Obwohl die Studie breit angelegt ist und gleich mehrere Jahrhunderte Genie-Gedankengese in den Blick nimmt, wird der geisteswissenschaftliche Geniediskurs um 1900 weder als eigenständiger disziplinenübergreifender Forschungsbereich markiert noch besonders ausgeleuchtet. Schmidt widmet sich in Bezug auf die Jahrhundertwendezeit eher naturwissenschaftlich orientierten Theoremen des Genie-Gedankens – in Form von Vererbungs- und Rassentheorien bei Thomas Carlyle, Francis Galton, Arthur de Gobineau, Max Simon Nordau, Richard Wagner – sowie das „Genie“ pathologisierenden Theorien von Moreau de Tours, Lombroso und Lange-Eichbaum. Schmidt vernachlässigt den universitär und disziplinär verankerten Forschungszweig geisteswissenschaftlicher Genieforschung in Interaktion mit der literarisch-philosophischen *Community* und somit die ‚Kronzeugen‘ der vorliegenden Studie: Walter Benjamin, Hans Blüher, Houston Stewart Chamberlain, Julian Hirsch, Ernst Kretschmer, Ottokar Matzura, Richard Waldvogel, Jakob Wassermann, Otto Weininger und Edgar Zilsel. Stattdessen verknüpft er die Entwicklung des Genie-Gedankens mit der Analyse literarischer und philosophischer Schriften von Ernst Jünger, Friedrich Nietzsche, Heinrich und Thomas Mann sowie Robert Musil. Nicht nur zum Phänomen geisteswissenschaftlicher Genieforschung und zu wissenschaftshistoriographischen Fragen schweigt Schmidt, sondern auch zur Geschlechterproblematik. Dennoch ist seine Darstellung überaus ertragreich und bietet auch für die Fragestellung der vorliegenden Studie wertvolle Anschlussstellen, insbesondere was die Kollektivierung, Rassifizierung und faschistische Vereinnahmung des Geniekonzepts angeht,⁹¹ dessen Werdegang Schmidt bis zur Verschmelzung mit dem Führerprinzip in Adolf Hitlers *Mein Kampf* (1924–1926) verfolgt.⁹²

90 Ebd.

91 Ebd., S. 213 ff.

92 Ebd., S. 227–232.

Ebenfalls grundlegend ist das Buch *Das Geheimnis des Schöpferischen oder: Ingenium est ineffabile?* von Günter Blamberger, das sechs Jahre nach Schmidts Werk erschien. In konstruktivistischer Lesart geht Blamberger hier dem Geheimnis der Persistenz der Figuren Genie, Schöpferisches und Kreativität nach. Im Zentrum steht die Analyse philosophischer und literarischer Schwergewichte wie E. T. A. Hoffmann, Immanuel Kant, Thomas Mann, Eduard Mörike, Friedrich Nietzsche und Theodor Storm,⁹³ wohingegen im Vorliegenden eher kürzere oder randständige literarische Texte, von Benjamin und Wassermann, untersucht werden. Auch die kunstgeschichtliche KünstlerInnenforschung befasste sich mit einem Verwandten des „Genies“: dem Künstler-Genie. 2011 hat Sabine Fastert gemeinsam mit Alexis Joachimides und Verena Krieger einen Sammelband zur neueren KünstlerInnenforschung und der Konjunktur der „Legende des Künstlers“ herausgegeben; die Differenz zwischen dem Künstler- und dem Geniekonzept muss allerdings immer mitbedacht werden.⁹⁴ Während der „Künstler“ mit einer Muse verbunden gedacht wird, die ihn inspiriert und in seinem Schatten lebt, gilt das „Genie“ als einsame, aus sich selbst schöpfende Festung ohne (glückliche) familiäre oder Liebesbindung.

In jüngerer und jüngster Zeit erfreut sich das Geniethema eines wachen und wachsenden wissenschaftlichen, kulturellen und öffentlichen Interesses, und dies nicht nur in Zusammenhang mit der Frage, welches heute die maßgeblichen („Exzellenz“-)Forschungsbereiche sind, in denen das „Genie“ definiert, ventiliert und instrumentalisiert wird, wie etwa in Biowissenschaften, Gen- und Reproduktionstechnologie⁹⁵ sowie Begabtenpsychologie. Die Virulenz der Frage nach dem „Genie“ drückt sich nicht zuletzt auch im Erscheinen hunderter Geniebiographien aus, wobei diese in Anspruch, Qualität, Herangehensweise und fachlicher Einfärbung stark variieren. Manche offenbaren schon in der Titeldiktion ihren unkritisch-didaktischen und genieverehrenden Grundzug.⁹⁶ Wie schon in verschiedenen Phasen der Geschichte erlebte das Geniethema in den letzten Jahren eine publizistische und akademische Hochzeit. Im kunstgeschichtlich-kuratorischen Bereich wurde es in diversen Ausstellungen und den sie begleitenden Katalogen gewürdigt. In den Jahren 2005 und 2006 fand die Pariser und Berliner

93 G. Blamberger (1991): *Das Geheimnis des Schöpferischen oder: Ingenium est ineffabile?*

94 S. Fastert u. a. (Hg.) (2011): *Die Wiederkehr des Künstlers*; Kris, Ernst/Otto Kurz (1995 [1934]): *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

95 FROZEN ANGELS. Regie/Drehbuch: Eric Black, Frauke Sandig. Germany/USA 2005. Die Dokumentation zeichnet die kalifornische Reproduktionsindustrie nach, in der das „perfekte Kind“ schon vor der künstlichen Zeugung durch ein bestimmtes genetisches Make-Up modelliert wird, etwa durch Selektion der „idealen“ blond-blauäugigen Eispenderin mit hohem IQ.

96 So gibt es neben Klassikern der Problemlösungspsychologie, wie etwa Adams, James L. (2004): *Think! Einfach genial denken lernen*. München: Econ, auch biographische Literatur mit parapsychologischem und esoterischem Einschlag: Russell, Walter (2001): *Das Genie steckt in jedem*. Oberstaufen: Genius; Heinrich Zankl/Katja Betz (2007): *Kleine Genies. 25 Wunderkinder der Wissenschaft*. Darmstadt: Primus.

Ausstellung „Melancholie. Genie und Wahnsinn in der Kunst“ statt; hierzu erschien ein gleichnamiger Katalog.⁹⁷ In Anschluss an das Wiener Symposium „The making of ...‘ Genie: Mozart und Wittgenstein. Biographien, ihre Mythen und wem sie nützen“, veranstaltet von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften im Oktober 2006, erschien ebenfalls ein Katalog.⁹⁸ In diesem Zusammenhang sind auch zwei weitere Berliner Ausstellungen zu nennen: „Ich kann mir nicht jeden Tag ein Ohr abschneiden“ im Hamburger Bahnhof 2008/2009⁹⁹ und fast zur gleichen Zeit die Ausstellung „Unsterblich! Der Kult des Künstlers“¹⁰⁰ im Kulturforum Potsdamer Platz, die den Unsterblichkeitsmythos dekonstruierte und die historische Verwandtschaft zwischen dem Künstlerkult und dem Geniekult thematisierte.

Neben ihrer Ventilation in Kunstwissenschaft und Ausstellungswesen ist die Frage des „Genies“ in den letzten Jahren in verschiedenen anderen akademischen Foren mit Enthusiasmus verhandelt worden. So in einer 2006 erschienenen schwergewichtigen Anthologie mit dem Titel „Mozart. Experiment Aufklärung“¹⁰¹, deren Herausgeber Herbert Lachmayer sage und schreibe 95 Beitragende einlud. Volker Hoffmann hielt 2005 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eine Vorlesung mit dem Titel „Das negative Genie von Goethes ‚Werther‘ bis Bernhards ‚Untergeher‘“. Renate Schlesier gab im gleichen Jahr ein geschichts- und kulturwissenschaftliches, religions- und altertumswissenschaftliches Seminar über „Konstruktionen des Künstlers diesseits und jenseits von religiöser Erfahrung“, das sich der Frage zuwandte, ob die Installierung der Autonomieästhetik um 1800 mit einer Ersetzung des Paradigmas der religiösen Erfahrung durch das der ästhetischen Erfahrung verbunden war. Im Januar 2012 veranstaltete der Sonderforschungsbereich „Ästhetische Erfahrung im Zeichen der Entgrenzung der Künste“ der Freien Universität Berlin unter der Federführung von Hans Stauffacher eine Tagung über „Wahnsinn und Methode. Zur Funktion von Geniefiguren in Literatur und Philosophie“.¹⁰² Darrin McMahon and Joyce Chaplin organisierten im Mai 2012 eine

97 Clair, Jean (Hg.) (2005): Melancholie. Genie und Wahnsinn in der Kunst. Ostfildern: Cantz.

98 N. Immler (Hg.) (2009): ‚The making of ...‘ Genie: Wittgenstein & Mozart.

99 Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart/Melanie Franke/Gabriele Knapstein (Hg.) (2008): „Ich kann mir nicht jeden Tag ein Ohr abschneiden.“ Dekonstruktionen des Künstlermythos. (= Museum für Gegenwart. Berlin: Staatliche Museen zu Berlin).

100 Völlnagel, Jörg/Moritz Wullen (Hg.) (2008): Unsterblich! Der Kult des Künstlers. Katalog zur Ausstellung. Hg. v. Peter-Klaus Schuster, Staatliche Museen Berlin. München: Hirmer.

101 Lachmayer, Herbert (Hg.) (2006): Mozart. Experiment Aufklärung im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Ostfildern: Cantz.

102 Siehe http://www.sfb626.de/veranstaltungen/veranstaltungsarchiv/tagungen/tagung_wahnsinn_und_methode.html (Stand: 15.7.2013). Zur Tagung wird 2014 in Bielefeld ein Sammelband erscheinen, dessen Ergebnisse ich leider nicht mehr in diese Studie einbeziehen konnte: Wahnsinn und Methode. Zur Funktion von Geniefiguren in Literatur und Philosophie, hg. v. Hans Stauffacher und Marie-Christin

Konferenz zum Thema „Genealogies of Genius“, veranstaltet vom USC-Huntington Early Modern Studies-Institute und The William French Smith Endowment. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Disziplinen und Ländern diskutierten hier die Idee des „Genies“ in modernen Gesellschaften, von Konzepten aus dem 18. Jahrhundert bis zur komplexen Rolle der Geniefigur in demokratischen Kulturen.

Trotz dieses offensichtlichen Booms ist der Geniediskurs im deutschsprachigen Raum in den Jahrzehnten um 1900 eine relativ unbestimmte Periode geblieben, die auch in etlichen großen Lexikonartikeln zum Geniebegriff fehlt oder allenfalls gestreift wird. Die prägenden Artikel, die Wissen über Herkunft, Geschichte und Bedeutungswandel des Wortes generierten, wurden 1897 von den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm¹⁰³, 1974 von Joachim Ritter¹⁰⁴, 1978 von Robert Schilling¹⁰⁵, 1996 von Günter Peters¹⁰⁶ und 2001 von Eberhard Ortland¹⁰⁷ vorgelegt.

Meine Untersuchung beabsichtigt, eine erhebliche Forschungslücke in Bezug auf die Zeit um 1900 zu schließen, die vor allem im Fehlen eines synthetisierenden Überblicks über die Entwicklung des geisteswissenschaftlich-literarischen Umgangs mit dem Geniethema und dessen Integration in größere Diskurszusammenhänge besteht. Sie beleuchtet die Verknüpfung der Wissens-, Geistes- und Literatur- sowie Film- und Mediengeschichte der Moderne und Postmoderne am Beispiel der Geniefigur. Die Gegenüberstellung von philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Problematiken um 1900 und filmischen Repräsentationen der Jahrtausendwende fördert neuartige Forschungsfragen zutage. Leitfragen sind: Welche Veränderungen erfuhr der Geniediskurs der Jahrzehnte von 1890 bis in die 1920er und 1930er Jahre durch die parallelen kulturhistorischen und politischen Entwicklungen und Zäsuren? Wie wurden diese Veränderungen wahrgenommen und festgehalten? Wie sah die Transformation der wissenschaftlich fabrizierten Geniefigur in eine kulturelle Identifikationsgestalt aus, und wie

Wilm. Das Gleiche gilt für McMahon, Darrin M. (2013): *Divine Fury: A History of Genius*. New York: Basic Books (im Druck).

103 Grimm, Jacob und Wilhelm (1984 [1897]): Artikel „Genie“. In: *Deutsches Wörterbuch*. Reprint, bearbeitet von Hildebrand, Rolf/Hermann Wunderlich. München: dtv, Bd. 4, Abt. 1, Teil 2, Gefoppe-Getreibs, Spalte: 3396–3450.

104 Ritter, Joachim (1974): „Genie“. In: Ders. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe. Bd. 3, Spalten 279–309.

105 Schilling, Robert (1978): „Genius“. *Reallexikon für Antike und Christentum*. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt. Hg. v. Theodor Klauser. Stuttgart: Anton Hiersemann, Bd. X, S. 52–83.

106 Peters, Günter (1996): „Genie“. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hg. v. Gert Ueding u. a., Bd. 3, Spalten 737–750.

107 Ortland, Eberhard (2001): „Genie“. In: *Ästhetische Grundbegriffe*. *Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*. Hg. v. Karlheinz Barck u. a. Stuttgart/Weimar: Metzler. Bd. 2, S. 661–709.

die umgekehrte Verwandlung? Mithilfe welcher symbolischen und ikonographischen Koppelungen und metaphorischen Transfers wurde beides erreicht? Inwiefern wurde das „Genie“ zum Garanten für die Lösbarkeit soziopolitischer Problemfelder stilisiert, wie und woher bezog es seine kulturpolitische Bedeutsamkeit? Bei der Annäherung an diese Fragen soll auch das Defizit der bisherigen Forschungen in Bezug auf Gender- und Medienspezifität Berücksichtigung finden. Nach der textbezogenen Perspektivierung des „Genies“ rückt der zweite Teil des Buchs ein anderes Medium in den Blick: das Kino. An drei Spielfilmen der vergangenen dreißig Jahre wird untersucht, wie sich der Konnex von Wissenschaft/Wissenskultur und Geniekonzeptionen in audiovisuellen Genierepräsentationen ausdrückte. Dadurch soll geklärt werden, wie die Spezifik der Genieperiode um 1900 im – wesentlich späteren – filmischen Geniediskurs weiterwirkte, wie sie dort rezipiert und umgestaltet wurde.

Widerhall im Film

Bereits den frühen Film, der fast zeitgleich mit der untersuchten Genieperiode um 1900 reüssierte, bevölkerten Filmfiguren, die maßgebliche Facetten des zeitgenössischen Geniemythos aufnahmen oder entwarfen. Der filmische Geniediskurs erscheint jedoch nicht so vielfältig, komplex, widersprüchlich und politisch brisant wie jener, der zeitgleich im Medium Schrift ausgetragen wurde. Er bezog sich eher auf traditionsreiche literaturbasierte Geniemythosierungen wie die Doublette Wahnsinn und „Genie“ oder die Figur göttliche versus menschliche Schöpferkraft, und er drang medienbedingt nicht tiefer in die komplizierten und ambiguen argumentativen Verästelungen ein, in die sich der literarisch-wissenschaftliche Geniediskurs vorwagte. Als parallele Ebene gab der filmische Diskurs dieser Zeit dennoch das Startsignal für audiovisuelle Repräsentationen von „Genie“. *Mad-Scientist*-Filme,¹⁰⁸ Science-Fiction- und Monsterfilme von FRANKENSTEIN (1910) über DER GOLEM, WIE ER IN DIE WELT KAM (1920) bis METROPOLIS (1927) gehörten zu den Genres, die besonders phantasievolle und prägende Filmcharaktere mit „genialen“ Zügen hervorbrachten. Im Zeichen einer geniehistorischen Filmbiographik wurden über Jahrzehnte hinweg zahlreiche Spiel- und Dokumentarfilme produziert. Diese Geniefilme brachten medienspezifische Konstruktionen des modernen und postmodernen Geniediskurses hervor, ergänzten damit die theoretisch-abstrakte Genieforschung und bereicherten diese um neuartige Dimensionen populärer Genieimages und -narrationen. Auf dieser filmischen Bühne wurde geniebiographisches Wissen getestet, distribuiert, an das Massenmedium angepasst und performativ ausgestaltet. Als verwandter Teil der Geisteswissenschafts- und

108 Junge, Torsten/Dörthe Ohlhoff (Hg.) (2004): *Wahnsinnig genial. Der Mad Scientist Reader*. Aschaffenburg.

Literaturgeschichte wurden filmische Geniegeschichten bislang kaum gewürdigt. Allenfalls in den letzten Jahren trat die Verbindung von Kunst, Künstlerdarstellung und Film verstärkt in den Vordergrund, wie etliche Publikationen zeigen.¹⁰⁹

Eine Auswertung der Geniefilme entlang der im Vorliegenden untersuchten Jahrzehnte des Geniediskurses würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Insofern mache ich einen diachronen Sprung zur Mitte der 1980er Jahre und frage, wie – im Sinne eines Nach- oder Wiederhalls – kulturhistorisches und wissenschaftliches Geniewissen der Zeit um 1900 aktualisiert, weitertradiert und einem Massenpublikum zugänglich gemacht wurde. Dabei soll genauer eruiert werden, welche Facetten der Genieikone überlebten und affirmiert wurden und welche in der historischen Versenkung blieben. Der zweite Hauptteil befasst sich mit der Frage, wie die Genieperiode um 1900 mit ihren spezifischen Fragen nach Geschlecht, Genealogie, Religion, „Rasse“ und Nation in wesentlich spätere filmische Repräsentationsweisen von „Genie“ einfließt. Zahlreiche neuere Spielfilme erzählen Geschichten über prominente historische „Genies“ und adaptieren dabei – wissentlich oder unwissentlich – zentrale Zuschreibungen, Deutungen und Motive der wissenschaftlich beschriebenen Geniefigur der Zeit um 1900, wie beispielsweise biologische und performative Männlichkeit, Weißsein, Einsamkeit, Weltfremdheit, materielle Askese, aber auch Göttlichkeit oder Christusähnlichkeit. Auch die Themen Selbstursprünglichkeit, Selbstregeneration, Selbstgeburt und künstlerische Gebärfähigkeit sowie Exzentrik und Tendenz zur Psychopathie kommen wieder vor. Ziel ist es, die aus den wissenschaftlichen Texten extrahierten Zuschreibungen, die das „Geniale“ erfuhr, in diesem filmästhetischen und symbolanalytischen Teil mit konkreten Inszenierungsweisen von „Genies“ in Spielfilmen der letzten drei Jahrzehnte zu konfrontieren. Dabei zeigen sich Kontinuitätslinien und Brüche. Einige Aspekte und Fragen, die für den zeitgeschichtlichen Kontext um 1900 grundlegend waren, etwa das „Genie“ als Gegenbild zum „Jüdischen“ oder der „Prostituierten“, scheinen in den Spielfilmen keine allzu große Rolle mehr zu spielen. Es kann jedoch auch nicht die Rede davon sein, dass die um 1900 zeitgenössische Ausschlusspolitik von Juden, Jüdinnen und nicht-jüdischen Frauen aus dem Kanon der Geniepoetologie in den neueren Geniefilmen in größerem Ausmaß konterkariert wurde.¹¹⁰

109 Dalle Vacche, Angela (1996): *Cinema and Painting. How Art Is Used in Film*. London; Hensel, Thomas/Klaus Krüger/Tanja Michalsky (Hg.) (2006): *Das bewegte Bild. Film und Kunst*. München; Berger, Doris (2009): *Projizierte Kunstgeschichte. Mythen und Images in den Filmbiografien über Jackson Pollock und Jean-Michel Basquiat*. Bielefeld; Heeling, Jennifer (2009): *Malerei und Film. Intermedialität im Künstlerfilm*. Saarbrücken; Balme, Christopher/Fabienne Liptay/Miriam Drewes (Hg.) (2011): *Die Passion des Künstlers. Kreativität und Krise im Film*. München: Edition Text und Kritik.

110 Neben dem „jüdischen Genie“ Maximilian Cohen in dem Schwarz-Weiß-Thriller *Pt* (1998) von Darren Aronofsky gibt es nur abgezählte dezidiert „jüdisch“ konnotierte Geniecharaktere im neueren Film.

Für die Analysen wurden filmische Adaptionen ausgewählt, deren als „genial“ charakterisierte männliche Hauptfiguren ihre weiblichen Gefährtinnen zwar als „nicht-genial“ in den Schatten stellen, die durch sie verkörperte Liebe, Sinnlichkeit, zum Teil auch Sexualität jedoch begrüßen. Die Filme schreiben den Marginalisierungsplot des „Weiblichen“ also fort; dieser erscheint aber weniger aggressiv und programmatisch als in Texten um 1900. Überdies wird seit Miloš Formans *AMADEUS* (1984) das männliche „Genie“ selbst in einer Weise mit körperlicher Präsenz, Leidenschaft und Sinnenfreudigkeit gepaart, die dem filmischen Medium ganz neue Darstellungsmodi des „Genialen“ eröffnet hat.¹¹¹ In den beiden anderen untersuchten Filmen, *SCHLAFES BRUDER* (1995) und *A BEAUTIFUL MIND* (2001), wird diese Linie zwar partiell in Form sinnlichen Interesses des Genieprotagonisten aufgenommen, aber auch wieder gebrochen oder abgeschwächt. Die Untersuchung wird insgesamt zeigen, welche besonderen visuellen Fiktionalisierungen das Medium Film der theoretischen Genieformel der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hinzufügt. Von den filmischen Adaptionen der Geniefigur seit den 1980er Jahren her kann so der Blick auf die hundert Jahre ältere Genieforschung geschärft werden.

Übersetzungen: Genietext – Geniefilm

Auf einer ersten Ebene wird nachvollzogen, inwiefern die Genie-Attribuierungen der Texte um 1900 in eine filmische Motivik und Ästhetik, Narrativik und Dramaturgie des „Genialen“ übersetzt werden. Inwieweit dienen die historischen Konzepte des geisteswissenschaftlich-literarischen Geniekultus als Vorlage für fiktionale Szenarios im filmischen Medium? Inwiefern werden schriftliche Geniemythen zitiert und adaptiert und in welcher Weise werden sie durch den diskursiven, zeitlichen und medialen Transfer verändert?¹¹² Es wird untersucht, wie die filmische Wiederkehr und Variation der Geniekonzeptionen um 1900 zu formulieren ist und welche Interdependenzen und Klüfte zwischen diesen zeit- und räumlich auseinanderliegenden Perioden der Geniedarstellung aufscheinen. Außerdem wird gefragt, wie die jeweilige historische Rahmung des (für die wissenschaftlichen Theorien) anlaufenden und (für die Filme) auslaufenden 20. Jahrhunderts zu beschreiben und zu deuten ist und in welchen Punkten die beiden Sequenzierungen sich treffen.

Meine These ist, dass in den ausgewählten Spielfilmen aus dem deutschen und US-amerikanischen Kontext wesentliche Geniekonzepte aus der älteren Jahrhundertwen-

111 Felix, Jürgen (Hg.) (2000): *Genie und Leidenschaft. Künstlerleben im Film*. St. Augustin.

112 Zu Transferfragen zwischen unterschiedlichen Wissensbereichen siehe: Köhne, Julia Barbara/Ina Heumann (Hg.) (2009): Themenheft: *Verschiebungen. Analysen zum intermedialen, diskursiven und zeitlichen Transfer von Wissen*. In: *zeitgeschichte. Die österreichische Fachzeitschrift für Zeitgeschichtsforschung*. Innsbruck: Studienverlag, besonders die Einleitung: S. 331–339; Lutz, Helga/Jan-Friedrich Missfelder/Tilo Renz (Hg.) (2006): *Äpfel und Birnen. Illegitimes Vergleichen in den Kulturwissenschaften*. Bielefeld: transcript.

dezeit umgeschrieben werden oder eine Variation erfahren, besonders in Bezug auf irdischen Ruhm, Glück, soziale Anerkennung der „genialen“ Filmfigur sowie deren Körperlichkeit und Liebesfähigkeit.¹¹³ Dies hängt einerseits mit den veränderten kulturellen und mentalitätsgeschichtlichen Koordinaten der Jahrtausendschwelle zusammen. Andererseits sind die Variationen im Medienwechsel, das heißt in der spezifischen Funktionsweise dramatischer Plots und ästhetischer Codierungen im filmischen Medium begründet. Die traditionsreiche Behandlung von Liebesmodellen ist hier ein Garant für Unterhaltung und emotionale Bindungskraft.¹¹⁴ So wird beispielsweise in *A BEAUTIFUL MIND* erzählt, wie John Nashs „Genialität“ und Paranoia allein durch die Liebe domestiziert werden können, wie aber die Liebe auch ein Hindernis für die Durchführung seiner „genialen“ Rechenleistungen darstellt.

Auf einer zweiten Ebene wird der Frage nachgegangen, welche filmspezifischen Codes und Darstellungsmodi gefunden und analysiert werden können, in denen als „genial“ konnotierte Filmcharaktere in Szene gesetzt werden. Es wird untersucht, wie die „geniale“ Persönlichkeit filmisch inszeniert wird und welche filmischen Mittel – zum Beispiel Kameraeinstellung und -bewegung, Raum- und Lichtgestaltung, *Mise-en-Scène*, Montage, Schnitttechnik, Musik, Schauspiel und Maske – verwendet werden, um das „Geniale“ zu veranschaulichen. Wie wird mittels filmischer Inszenierung, Filmsemiotiken und -symboliken die traditionsreiche imaginative Koppelung von schönem „genialem“ Geist und problematischer Körperlichkeit sichtbar gemacht, die das „Genie“ auch um 1900 auszeichnete? Analysiert wird auch, wie der für die Zeit um 1900 charakteristische Konnex von „Genialität“ und Geschlechtermetaphoriken, „Genie“ und Wahnsinn oder „Genie“ und Religiosität in den Filmen (re-)signifiziert wird und welche transgressiven Neugestaltungen der Kategorie Geschlecht hierbei auftauchen (z. B. Andrognisierung des männlichen „Genies“). Über welche Ausgrenzungs- und Abwertungsgesten hinsichtlich interfigürlicher Beziehungen funktioniert die Herstellung des „genialen“ Filmcharakters, wenn das „Jüdische“ als ‚Anderes‘ und Außen weitgehend entfällt oder unbestimmt bleibt?

Aufbau und Methodendesign

Um mich diesen Aspekten anzunähern, zeichne ich den heterogenen und facettenreichen, interdisziplinären und multimethodischen Forschungskomplex der Genieforschung anhand von Leitfragen, aber auch Brüchen und Metamorphosen der Genieerzählung nach. Dabei wird reflektiert, welche epistemologische Stellung und

113 Chr. Balme u. a. (Hg.) (2011): *Die Passion des Künstlers*.

114 Vgl. Hediger, Vinzenz/Matthias Brütsch/Ursula von Keitz (Hg.) (2009 [2005]): *Kinogefühle. Emotion, Emotionalität und Film*. Marburg: Schüren.

strategische Signifikanz der Genieforschung innerhalb der deutschsprachigen Wissens- und Wissenschaftsgeschichte und der Politikgeschichte zukam.

Ausschlaggebend für die Auswahl der Texte aus dem weit verzweigten Textgewebe geisteswissenschaftlicher Genieforschung und -literatur um 1900 sind die diskursiven und epistemischen Funktionen, die die Geniefigur in diesen Feldern – und für diese – und darüber hinaus erfüllte. Sie sind auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt. Ich betrachte erstens Texte, in denen es um literatur- und wissenschaftsinterne Funktionen geht. Wie legitimierte das „Genie“ die Literaturen, wissenschaftlichen Disziplinen und Autoren sowie deren Wissenschaftlichkeit? In welchen Konzepten, Metaphern oder Techniken der Selbstgenialisierung drückte sich dies aus? Zweitens interessieren mich Studien, in denen die Funktion der Geniefigur auf der Ebene des Wissenstransfers, der Wanderungen und Verschiebungen von Konzepten, Thesen und Metaphern innerhalb und außerhalb des geisteswissenschaftlich-literarischen Diskursfelds liegt. Drittens wird untersucht, welche soziokulturellen oder nationalen Funktionen hiervon ausgingen. In welcher Weise wurde das „Genie“ als Ersatzgott und als Reaktion auf ein modernes Begehren nach Leit- und Führerfiguren gesetzt, und zwar insbesondere auf nationaler Ebene? Die Funktionen können aber viertens auch auf der semiotischen oder historisch-semantischen Ebene liegen, wenn Bedeutungszuweisungen an die Geniefigur und deren Transformationen thematisiert werden. Beispielsweise wurde die Geniefrage mit anderen Konzeptionen gekoppelt. Politikhistorisch wirkmächtige Allianzen wurden begründet, die faktische Ausschlüsse infolge der Verknüpfung von „Genie“, „Männlichkeit“, „Arischem“ und „Christlichem“ produzierten. Hierzu wurden Abgrenzungs- und Exklusionsfiguren wie der „Jude“, die „Frau“, die „Prostituierte“ oder die „Masse“ bestimmt. Dargestellt werden also Verbindungswege, „Passagen“ zwischen verschiedenen Wissensformationen,¹¹⁵ die erkenntnisfördernd sind, wie etwa die Frage nach dem Konnex von „Genie“, Antisemitismus und Antifeminismus oder die Überlegung, welche gesellschaftlichen, kulturellen, politischen, religiösen Potenzen das „Genie“ im Zuge seiner Herstellung als wissenschaftliches, epistemisches und literarisches Objekt an sich zog und weitertransportierte.

Die vorliegende Analyse bedient sich je nach betrachtetem Textmaterial eines heterogenen kulturwissenschaftlich inspirierten Methodenpools: Diskurs- und Metaphernanalyse, dekonstruktivistisch und psychoanalytisch orientierte Literaturanalyse, Epistemologie sowie – im Bezug auf die Filme – Filmsemiotik, Filmphilosophie, feministische Filmtheorie oder kunstgeschichtliche Motiv- oder Ikonographiegeschichte.¹¹⁶ Durch die-

115 Serres, Michel (1987): *Der Parasit*. Frankfurt am Main. Serres ging davon aus, dass scheinbar distinkte Diskurse, wie Mythen, Literatur, Geschichte, Human- und Naturwissenschaften, in einem gemeinsamen kognitiven Feld existieren. Die Verbindungswege zwischen ihnen nannte er „Korridore“, „Passagen“.

116 D. Berger (2009): *Projizierte Kunstgeschichte*; J. Heeling (2009): *Malerei und Film*.

sen Methodenpluralismus und die *Close-Readings* der für den Genialitätstopos aufschlussreichen Texte werden die Thesen direkt aus dem Material entwickelt. So kann flexibel der Frage nachgespürt werden, *was* und vor allem *wie* in der Genieforschung etwas gewusst und präsentiert wurde. Ich knüpfte hier an verschiedene Disziplinen und Felder wie Kultur-, Zeit- und Mentalitätsgeschichte, Geisteswissenschaftsgeschichte, Literatur- und Philosophiegeschichte, Gender Studies, Film-, Bild- und Medienwissenschaft an. Diese Interdisziplinarität korrespondiert mit der älteren zeitgenössischen Sicht auf die Geniefigur, die ebenfalls fächer- und textgattungsübergreifend angelegt war. Nicht nur fokussierten damals verschiedenste geistes-, sozial- und kulturwissenschaftliche Fächer auf das „Genie“; das Geniethema schien zudem Wissenschaftler anzuziehen und zu interessieren, deren wissenschaftliche Ausrichtung selbst inter- oder multidisziplinär war (zum Beispiel Richard Waldvogel, Otto Weininger) oder die in einem unklaren oder gebrochenen Verhältnis zur akademischen Szene standen (wie Hans Blüher, Edgar Zilsel, Julian Hirsch). In den einzelnen Kapiteln wird jeweils deren Selbsteinordnung in das oder auch in Distanz zum bestehenden wissenschaftlichen Disziplinengewebe thematisiert.

Auf diese Weise wird die Genieforschung um 1900 als Geflecht aus Texten, Thesen und Konzeptionen lesbar, das zwar nicht erschöpfend in seinen Feinheiten, seiner Komplexität und Variabilität nachgezeichnet, aber in seiner Struktur und Funktionsweise fasslich gemacht werden kann. Es wird gezeigt, wie die involvierten Autoren-Akteure, Disziplinen und Literaturen interdependent zusammenhingen und welche Diskursstränge eine besondere Dominanz entwickelten. Um herauszufinden, wie das Konzept „Genie“ hergestellt wurde und welche Effekte es literatur- und wissenschaftsintern sowie auf kulturelle und politische Kontexte hatte, beleuchte ich strategische Wissensoperationen und -technologien sowie inhaltliche Figurationen, die in die Wissensproduktion des „Genies“ verwickelt waren und diese strukturierten und dynamisierten.

Das Buch ist in zwei große Bereiche geteilt, in schriftliche und filmische Konzeptualisierungen und Repräsentationen von „Genies“. In den Kapiteln I. 1 bis II. 5 geht es um die geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Genieforschung etwa zwischen 1890 und den 1920er Jahren und einige ihrer rassistheoretischen und züchtungsorientierten Ausläufer. Das „Genie“ wurde mehr und mehr politisch vereinnahmt und mit antisemitischen und präfaschistischen Ideologien aufgeladen. In den Kapiteln III. 1 bis III. 3 werden dessen filmische Adaptionen und Transformationen in ausgewählten Filmproduktionen betrachtet, die ab der Mitte der 1980er Jahre entstanden sind. Hierbei kann gezeigt werden, dass die Spezifik des Geniekults um 1900 nicht verloren ging, sondern im Diskursgewebe auch einen Wechsel des zeitlichen Kontexts und Darstellungsmediums überlebte.¹¹⁷

117 Stephen Greenblatts Theorem der Zeiten und Räume überdauernden „sozialen Energien“ wird herangezogen, um die ästhetischen Kontinuitätslinien und den Aspekt des verzögerten, jedoch wirkmächtigen

Der erste Abschnitt des ersten Hauptteils fokussiert auf zwei wissenschaftliche Operationen, Verfahren und Techniken, nämlich *Biographisieren* und *Metaphorisieren*, die bei der Verwissenschaftlichung und Literarisierung des „Genies“ eine bedeutende Rolle spielten. In Kapitel I. 1 werden die um 1900 gehäuft neu erscheinenden Geniebiographien und belletristischen Publikationen zu vermeintlichen Genies der Geschichte problematisiert. *Biographisieren* war ein Verfahren, das sowohl in populärwissenschaftlichen Geniebiographien als auch in Wissenschaftstexten eingesetzt wurde und zeittypische ästhetische Darstellungsmuster in Form biographischer Narrative „genialer“ Helden lieferte. Die Wissenschaftler waren darum bemüht, das biographische Wissen über eine Geniefigur so in ihre Texte zu implantieren, dass es als Beleg oder Evidenz für ihre Thesen funktionierte. Die Spannungen zwischen biographischem und wissenschaftlichem Wissen sollten hierbei durch den Gegenstand, die Geniegestalt, überdeckt werden. Denn das „Genie“ interessierte eben nicht primär in Bezug auf sein Werk, das Interesse galt vielmehr der Person. Als strukturelle und motivische Vorlage für zahlreiche Genienarrationen diente auf der säkularisierten Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert erstaunlicherweise und symptomatisch für ihre Zurückdrängung die neutestamentarische Jesusfigur.

Das Kapitel I. 2 *Metaphorisieren* fokussiert wiederkehrende Natur- und astronomische Metaphern, die in zahlreichen Texten im damaligen Geniediskurs auftauchten. Hier wird gefragt, welche Bedeutungen und Implikationen diese Metapherngruppen transportierten und wie mit ihrer Hilfe Geniewissen naturalisiert, glorifiziert oder in unerreichbare, astrale Ferne gerückt wurde.

Der Geniediskurs organisierte sich jedoch nicht nur durch die genannten Wissenschaftsoperationen und erschöpfte sich keinesfalls in ihnen. Die folgenden Kapitel zeigen, wie wissenschaftliche Geniedebatten auch als Funktionsrahmen und Reflexionsmedium dienten, mit deren Hilfe Aussagen zu den brennendsten Fragen und schärfsten Spannungsfeldern moderner Gesellschaft getroffen wurden: zur Relevanz des Religiösen und Göttlichen in einer sich als säkularisiert begreifenden deutschsprachigen Gemeinschaft, zum Kulturschaffen in einer durch das Fin de Siècle ‚verrückten‘ Weltordnung, zur ‚Judenfrage‘, zur ‚Frauenfrage‘, Frauenemanzipation, Geschlechter- und Prostitutionsfrage, zu Selbstverständnis und Selbstwahrnehmung der Nation. Kurzum, der Geniediskurs, der sich in zahllosen Schriften artikulierte, reagierte auf mindestens fünf der drängenden zeitgeschichtlichen Fragen, die vor rund einhundert Jahren in Kultur, Gesellschaft, Politik und Wissenschaft debattiert wurden. Sie rankten sich um Geschlecht,

Wiederaufrestens bestimmter Elemente des Geniediskurses zu pointieren. Ders. (1993 [1988]): „Die Zirkulation sozialer Energie. Einleitung“. Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance. Frankfurt am Main, S. 9–33; ders. (1991 [1990]): „Grundzüge einer Poetik der Kultur“. Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Berlin, S. 119 ff.

Genealogie, Religion, „Rasse“ und Nation; ihre Hintergründe wurden oben, im Kontext der kulturellen und disziplinären Unsicherheiten, erläutert. Diesen Fragen entsprechend fokussiert der zweite Abschnitt die thematisch-inhaltlichen Figurationen (*De-*) *Sakralisieren/Erotisieren* (II. 1), *Vergeschlechtlichen* (II. 2), *Verweiblichen* (II. 3), *Rassifizieren* (II. 4) und *Kollektivieren/Züchten* (II. 5). Diese Strukturierung legt die Betonung auf konkrete operationale Techniken und inhaltliche Aspekte der Herstellung von Geniewissen. Sie sind nur auf analytischer Ebene voneinander trennbar; auf textueller und poetologischer Ebene stellen sie ein vielschichtiges Gewebe dar, das bei aller Heterogenität und Widersprüchlichkeit dennoch als Ganzes wirkte und offenbar auch überzeugte.

Kapitel II. 1 widmet sich einer zentralen inhaltlich-konzeptuellen Figuration innerhalb des Geniediskurses, dem (*De-*)*Sakralisieren/Erotisieren*. In diesem Zusammenhang geht es auch um die Frage des genealogischen Entwurfs, den das „Genie“ verkörperte. Um 1900 war die Praxis, Fragen der Abstammung, der Herkunft und des Ursprungs vom Göttlichen abzuleiten, durch darwinistische und Vererbungstheorien erschüttert worden. Aus diesem Grund wurde das „Genie“ als *sui generis*, als selbstursprünglich, also das genealogische Prinzip überschreitend, gedacht. Es begründete zusammen mit anderen „Genies“ eigene, überirdische Familienbande, hatte jedoch selbst keine „genialen“ Nachkommen. Teilweise wurden aber auch vergangene genealogische Muster reaktiviert und das „Genie“ entweder als natur- oder gottgegeben – als sprichwörtliches „Genie von Gottes Gnaden“ – inszeniert. Als deren Galionsfigur konnte das sich selbst setzende oder von Gott eingesetzte „Genie“ den Wissenschaften und Literaturen bei ihrer Selbsterzeugung und -inthronisierung behilflich sein.

Trotz oder gerade wegen der allgemeinen Säkularisierungsbestrebungen wurde das „Genie“ um 1900 sakralisiert und mit christologischen, christomorphen und divinatarischen Bedeutungen aufgeladen. Es bildete hier – jesugleich – das irdische Pendant zum Schöpfergott, der unmittelbar in weltliche Vorgänge eingreifen kann. Analog zum Frömmigkeitsideal konnte das „Genie“, indem es symbolisch auf Christi Spuren wandelte, durch die *imitatio* Christi die einst offen angestrebte Gottebenbildlichkeit des Menschen simulieren.¹¹⁸ Es wurde als göttlich inspiriert, aspiriert, als „Mundstück“ oder „Werkzeug“ der Gottheit oder selbst als göttlich entworfen. Die quasi kreationistischen „genialen“ Schöpfungsakte geschahen in der wissenschaftlichen Imagination entweder ‚aus dem Nichts‘, als *creatio ex nihilo*, oder sie begründeten eine Ordnung vor dem

118 Peter-Klaus Schuster macht darauf aufmerksam, dass dem Menschen nicht nur in der modernen Kunst, sondern bereits in der Renaissance ein vitales Interesse an der Vorstellung von sich selbst als schöpferisches Individuum, als zweiter Gott, *homo secundus deus*, zugesprochen wurde. Vgl. ders. (1991): *Melencolia I. Dürers Denkbild*. Berlin: Gebr. Mann, Bd. 1, S. 231 ff.; ders. (2008): „Unsterblich! Neue wie alte Formeln zum Künstlerkult“. In: J. Völlnagel u. a. (Hg.) (2008): *Unsterblich! Der Kult des Künstlers*, S. ix–xxiv, hier: S. xxiii f.

Hintergrund eines vorausgehenden *Tohuwabohu*. Galten „geniale“ Eingebungen in metaphysikfernen Theorien als individuell erarbeitete Denk- und Schöpfungsleistungen, so wurden sie in resakralisierenden Texten als Offenbarungen oder sprachrohrähnliche Übermittlungen Gottes gedeutet. In den Genieverehrungsdiskursen finden sich deutliche Reste der Vorstellung einer vom Göttlichen angehauchten, durchdrungenen Persönlichkeit, die Jahrhunderte vor der Aufklärung Gültigkeit hatte. Es wird gezeigt, wie gerade auch in wissenschaftlichen Definitions- und Deutungsangeboten, die auf natur-, sozial- oder geisteswissenschaftlichem Weg bemüht waren, das Geheimnis des „Genies“ zu lüften, Sakralitätsvorstellungen des „Genies“ eingelassen waren. So flocht Blüher in seine Konstruktion des jugendbündischen „Männerhelden“ oder sein visionäres Konzept des „Menschensohnes“ vielfältige christologische Motive mit ein. Es gab zwei zeitgenössische Autoren, denen sakrale Aufladungen des „Genies“ dieser Art negativ auffielen: Julian Hirsch und Edgar Zilsel. Zilsel bemerkte 1918 in *Die Geniereligion*, dass die Wissensinstitutionen und Literaturen die Figur des „Genies“ oder des Genie-Gottes genau an die Stelle setzten, an der zuvor das Göttliche lokalisiert war.

Kapitel II.2 ist einer weiteren Metapherngruppe gewidmet: *vergeschlechtlichenden* Metaphern und Sprachbildern. Diese nehmen eine etymologisch verloren gegangene Bedeutungsdimension des Wortes „Genie“ wieder auf. Im antiken *genius*-Konzept figurierte das „Geniale“ in Form eines Zeugungsschutzgeistes, der jedem Mann von Geburt an beigegeben war und über den irdischen Tod hinaus wirkte (das weibliche Pendant hierzu war *iuno*). Der *genius* war mit den Feldern Abstammung, Gattung, Genealogie sowie Empfangen, Zeugen und Gebären verbunden.¹¹⁹ Benjamin beobachtete in einer frühen Werkphase in Bezug auf das „Genie“ feinsinnig zwei Phänomene. Einerseits zeigte er, wie im Geniediskurs parallel zur Exklusion realer politischer Frauen diese „weiblichen“ Elemente auf der Ebene der Metaphorisierung des „Genies“ wieder auftauchten. Die faktische Streichung von Frauen als Genieanwärterinnen und die rhetorisch-sprachliche Inklusion der weiblich konnotierten reproduktiven, familialen Sphäre („schöpferische Fruchtbarkeit“, „ein Werk gebären“, „geistige Kinder“) fasste Benjamin in die Kippformel „Vergeschlechtlichung des Geistigen“ – „Vergeistigung des Geschlechtlichen“. Andererseits untersuchte Benjamin, wie die Geniefigur – trotz einiger Parallelen, wie körperlicher Unfruchtbarkeit und Marginalisierung – scharf von der damals viel diskutierten Figur der „Prostituierten“ abgetrennt wurde. Benjamins Kritik am ausgrenzenden Charakter des Geniebilds in seinem frühen Text „Sokrates“ von 1916 und im „Gespräch“ zwischen „Dirne“ und „Genie“ aus der *Metaphysik der Jugend* (1914) inspiriert die These die-

119 Das Verhältnis von bezeichnetem Gegenstand und Bezeichnung, seinem Namen, erweist sich hier – trotz des Wahrheitsanspruchs der Etymologie (ἔτυμος *étymos* bedeutet „wahrhaftig“, „wirklich“ und „echt“) – als nicht naturgegeben, sondern willkürlich und wandelbar.

ser Untersuchung, dass das „Genie“ als Wissensgegenstand oder Metapher immer genau dann eingesetzt wurde, wenn die Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 an die Grenzen ihrer Beweisverfahren oder des gesicherten Wissens stießen. In diesem Zusammenhang kann die Geniefigur als Ermächtigungsversuch der Wissenschaften und Literaturen mit der Benjaminschen Formel „Erektion des Wissens“¹²⁰ umschrieben werden.

Mit seiner *Faustina*-Figur, die im Kapitel II. 3 behandelt wird, stellte Jakob Wassermann 1908 die gendersensible Frage nach einer Umschrift der „männlich“ konnotierten Genieformel in Richtung „Weiblichkeit“.¹²¹ Wassermann fiel auf, dass die Geniefiguration eine positive Bewertung von „Männlichkeit“ beinhaltet, wohingegen biologische „Weiblichkeit“ als Gegenstück und dazu minderwertig angesehen wurde und einen Ausschlussgrund für das Tragen des Genietitels darstellte. Hier wird gefragt, inwiefern Wassermann die „männliche“ Genieformel modifizierte und was eine *verweiblichende* Umschrift derselben mit sich brachte.

Im folgenden Kapitel II. 4, *Rassifizieren*, wird Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter* (1903) in Hinblick auf die dem Buch inhärente Geniekonzeption einem *Close-Reading* unterzogen. Bezugnehmend auf Chamberlains Überlegungen in seinem Buch *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* (1898/99), in dem der biblische Jesus arisiert und als Vorform aller weiteren „Genies“ gefeiert wird, kann Weiningers Schrift als strategisch wichtige Theorie entschlüsselt werden, in der das „Genie“ rassifiziert und der kraft seines Willens sich selbst genialisierende Mann idealisiert wurde.

Das Kapitel *Kollektivieren/Züchten* (II. 5) verfolgt sodann die weitere Verschmelzung des zeitgenössischen Geniekults mit rassenideologischen Vorstellungen, Hochbegabtenförderung und Züchtungsphantasien. Im Verlauf der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts wurden Geniekonzeptionen, die sich auf singuläre „Genies“ bezogen, zunehmend kollektiviert. Sukzessive mutierten sie zu Vorbildern für den „arischen“ deutschen Volkskörper. Die Kollektivierung von „Genialität“ übernahm dabei eine Art Scharnierfunktion zwischen der einzelnen Geniefigur beziehungsweise dem sich in ihr spiegelnden Wissenschaftler *und* dem sozialen und nationalen Gebilde als Ganzem. Was dem einzelnen „Genie“ zugewiesen wurde und die Genieforscher – dieses „imaginierte Idealbild“ (L. Fleck) nachbildend – sich selbst und ihrem Fachbereich zueigneten, wurde als Wunscheigenschaft auf das ‚völkische‘ Kollektiv übertragen. Dieser Prozess war von Diskriminierungs-, Rassifizierungs- und Exklusionsgesten begleitet. Im Zuge des Erstarkens nationalsozialistischer Gesinnung spielte das Wissen vom „Genie“ eine essentielle Rolle. Es

120 Im ursprünglichen Zusammenhang adressiert Benjamin hiermit die besondere Fragetechnik und Ironie des Sokrates.

121 Wassermann, Jakob (1912): *Faustina*. Ein Gespräch über die Liebe. Berlin: S. Fischer, Vorabdruck 1908.

fungierte als Vorbild für Imaginationen des „arisch-germanischen“ „Übermenschen“.¹²² Dieser sollte durch universitäre und staatliche Begabtenförderung und die Auslöschung alles „Jüdisch-Ungenialen“ nach Möglichkeit auch gezüchtet werden: in Form „genialer“ Kinder. Im Kapitel wird verdeutlicht, wie die wissenschaftliche Entschlüsselung von „Genialität“ Aufschlüsse über das Erzeugen und die Führungsweise der deutschen (Volks-) Gemeinschaft erbringen sollte. Sowohl der individuelle Schriftsteller oder Wissenschaftler in Vertretung seiner Fachdisziplin als auch der soziale Körper wurden gleichermaßen über Bilder von „Genialität“ konstituiert.

Im zweiten Hauptteil des Buchs wird gefragt, an welche spezifischen Thematiken des Geniekults im frühen 20. Jahrhundert, zum Beispiel Religiosität/Sakrales, Genealogie/Selbstursprünglichkeit, Geschlecht/Reproduktivität und Kollektivgenie, heutige Filmproduktionen anknüpfen. Welche diskursiven Rückkoppelungen an das Wissenschaftssetting um 1900 lassen sich im filmischen Medium ausmachen? Welche Partikel des damaligen Wissens werden affirmiert und in die filmspezifische Formensprache und das filmische Repräsentationssystem übertragen und wovon grenzen sich die Geniefilme ab? Diese Fragen sollen anhand der drei schon genannten Spielfilme exemplarisch beantwortet werden: In *AMADEUS* geht es um die Trias christlicher Gott, gottgleiches „Genie“ (Mozart) und dessen gottesabtrünnigen Antipoden (Salieri). Ihr Dreikampf wird durch eine „weibliche“ Position (Constanze) erweitert, deren Liebe zum Komponistengenie dieses fördert, aber auch stört. Auch die Geniewerdung in *SCHLAFES BRUDER* (1995) wird eindeutig durch göttliche beziehungsweise aus der Natur stammende Kräfte hervorgerufen, was bildgewaltig und musikalisch eindringlich als Initiation und zweite Geburt aus dem Schoß der Natur inszeniert wird. Neben diesen Geburtsmetaphern wird das „Genie“ in Schaffensmomenten, in denen sein Werk emaniert, durch visuelle Gebährhetoriken in Szene gesetzt. Anhand einer Analyse von *A BEAUTIFUL MIND* soll schließlich die Frage diskutiert werden, welche De- oder Remythisierungen des Geniekults und der Verbindung von Wahnsinn und „Genie“ der Film aufnimmt. Darüber hinaus wird gefragt, ob sich neben den reproduzierenden Qualitäten des Films auch künstlerische Transformationen ablesen lassen, die etwas über das derzeitige Selbstbild der westlichen Gesellschaft und ihren Zugang zu Wissen und geistiger Hochbegabung oder Anomalie zu erkennen geben.

122 Vgl. z. B. Bruns, Claudia (2011): „Kontroversen zwischen Freud, Blüher und Hirschfeld. Zur Pathologisierung und Rassisierung des effeminierten Homosexuellen“. In: Auga, Ulrike/Claudia Bruns/Dorothea Dornhof/Gabriele Jähnert (Hg.): *Dämonen, Vamps und Hysterikerinnen. Geschlechter- und Rasenfigurationen in Wissen, Medien und Alltag um 1900*. Bielefeld: transcript, S. 161–183, hier: S. 181.